



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Ueber

# Shakspeare's Macbeth.

---

Von

Karl Ludwig Pörschke

---

Königsberg,

bey Friedrich Nicolovius.

1801.

---

An  
Den Herrn D. B.

---

Lassen Sie, edler Mann, in Ihrer Gesellschaft mich das Vergnügen, Shakspeare's Meisterwerk zu betrachten, wieder genießen. Einst hörten Sie meine Erklärungen desselben nicht gleichgültig an; vielleicht gefallen sie Ihnen auch gedruckt. Seit einigen Jahren habe ich keinen Kommentar über den Macbeth gelesen; ich könnte jetzt kaum noch angeben, was ich von diesen fremden Gedanken im Gedächtnisse behalten hätte, und ob viele mit den meinen zusammengefloßen sind: mit Vorsatz nahm ich auch jetzt keine Erklärer Shakspeare's, ob

A 2

22882

---

ich gleich nach selbigen mich wieder umgesehen hatte, in die Hand; und so erhalten Sie, so viel als möglich, meine eigenen Ansichten des in seiner Art einzigen Schauspiels. Ich kenne Sie, daß Ihnen das Wiederhohlen und Zusammensetzen fremder Gedanken, welche Sie Selbst oft genug gelesen haben, wenig Unterhaltung gewähren kann, und daß Sie durch bloßes Vorgen nicht reicher zu werden glauben. Um vieler Verantwortung mich zu entziehen, habe ich die angeführten Stellen Shakespeare's nicht selbst zu übersetzen gewagt, sondern ich bediene mich der neuen Uebersetzung von Eschenburg.

---

---

**W**er seine Gefühle, nachdem er den Macbeth Shakspeare's aufmerksam durchgelesen hat, untersucht, bemerkt leicht, wie sehr selbige sich von den Gefühlen, welche durch eine wirkliche, oder historische, oder auch auf gewöhnliche Art gebildete Welt in ihm entstehen, unterscheiden. Er fühlet, er habe sich in einer ihm neuen Welt aufgehalten, wo die Gegenstände, wenn sie einzeln betrachtet werden, völlig fremd und ungewöhnlich, oder auch ganz gemein waren, aber zu einem außerordentlichen Ganzen sich verbanden. Eine bezauberte Welt stehet vor ihm, die ihn mit sich fortreißt, neue Gefühle und Gedanken in ihm aufregt, und ihn durch das Wahrnehmen seiner unabhängigen Menschheit, mehr als durch alle, aus einer heiligen Nacht empor gestiegene,

magische Gestalten, interessiert; er fühlet sich stärker und muthvoller im Widerstande gegen die feindseligen Dinge; seine auf die wirkliche Welt gewandten Blicke sind heller, umfassender und sicherer; sein Herz ist edler, denn die eigennütigen, niedrigen Begierden stehen ohnmächtig, in einer dunkeln Entfernung von ihm; ruhig und ungelockt siehet er auf das gewinnreiche Weltgewühl hinab. Mit stets zunehmender, herzlicher Liebe, umfaßt er seine durch die hohe Dichterwelt verschönerte wirkliche Welt, und erhebet sich mit beseligendem Gefühle zu dem erhabenen, gewaltigen Genius, zu Shakspeare, dem er Würde und Freude verdanket, wie sie die gemeine Welt, und wäre sie auch noch so ausgeschmückt, nicht gewähren kann.

Sind es bloße Gefühle, oder sind es höhere aufgeregte Kräfte; sind es Wirkungen der Intellektualität, die uns bey dem Lesen eines wahren Gedichtes ein reines Vergnügen geben?

Nicht blind, sondern durch Nachdenken beherrscht und gereinigt, muß ein solches Vergnügen seyn, wenn es dauernd, und des Menschen, als eines zu der Unendlichkeit fortschreitenden Wesens, das bey keinem seiner Schritte das letzte Ziel seines Strebens aus den Augen verlieren darf, würdig werden soll. Wir kennen das Ziel aller unsrer Bestimmungen; seiner dürfen wir in keinem Augenblicke des Lebens, in keinem Gedanken, keiner Handlung, uns eingedenk seyn, oder wir würden der wilden Natur zum Raube hingegeben. Wenn die schönsten Künste dem Menschen das edelste Vergnügen geben, so muß selbiges auch aus der edelsten Quelle entspringen. Blinder Sinnengenuß, wenn wir denselben nicht zu einem denkenden Zustande unsers innern Menschen erheben, läßt uns, obgleich der äußere Mensch in einem Strome des Vergnügens, welcher aber nur aus der aufs höchste verfeinerten Materie herfließet, schwämme, keine höhere Stufe als diejenige, worauf auch Thiere stehn, erreichen.

---

Auch das Aufbrausen der Phantasie, das Fliegen in die Unermeßlichkeit, wo niemand etwas sieht oder hört, kann uns wohl zu wilden, nicht aber zu wackern Wesen machen.

---

Je länger wir Shakspeare's Macbeth betrachten, desto mehr nimmt das dadurch erregte Interesse zu; ein Beweis, daß dieses sich tiefer als auf die Traumwelt der Phantasie gründet, und kein Produkt einer zanküchtigen Oskokratie der Herzensgefühle ist. Unaufhaltsam reißt uns der Dichter in seine hervorgezauberte Welt, wo wir der Vergangenheit vergessen; und doch hat er die Elemente zu jener nur aus unsrer Alltagswelt geborget, aber zu wunderbaren Gestalten zusammengesetzt. In den Hauptcharakteren sogar finden wir nichts, was ohne des Künstlers Zuthun unsre Gefühle bestechen könnte. Unser Herz läßt sich leicht fangen; man zeige ihm nur historisch Stebe und Freund:

schaft, mit zärtlichen wehmuthsvollen Gefühlen der Hingebung und großmüthigen Aufopferung; wir lassen uns sicher durch das Anschauen der Heldenbildungen, der Grazie, der holdseligen Weiblichkeit, schmelzenden Schönheit und des Liebreiſes gewinnen. Da, wo unser Herz abwendig gemacht werden soll, erblicke unser Auge äußere und innere Abscheulichkeit, und wäre sie auch aus den Wolken gefallen; dazu lasse man plötzlich aus dem Hinterhalte Naturbegebenheiten hervor brechen, wodurch wider unsern Willen das Hohe erniedrigt, und das Niedrige erhöht wird, die Freude sich in Elend, und der Tugendheld sich in einen Obswicht verkehret. Endlich müssen, damit wir in Stille entlassen werden, alle angstvoll geknüpft Knoten, zur Tröstung jedes gebeugten Gemüthes, im Theaterfeuer aufgehen. Von solchem wunderbaren Stoffe fänden wir des ernstlichsten Suchens ungeachtet, wenig im Macbeth, wo die Charaktere wahrhaftige Naturdinge, ursprünglich gemeine Wesen sind, und nur in der Welt unsers

---

Dichters zu großen und erschütternden Gestalten werden. Vielleicht findet man in keinem Gedichte mehr als hier, daß wahre Dichterschönheit bloß in der Form enthalten sey. Erforschen wir unser Inneres theilweise, fragen wir unsre Empfindungen; so finden wir sie zu einem Ganzen vermischt, wo keine ihren ganz eigenthümlichen Quell hat, und alle aus dem gesammten Vermögen des Menschen entstanden sind; fragen wir unser Herz; so ist es nicht durch etwas Privatgütiges gerührt worden, sondern vielmehr durch die hohe, aus der Intellektualität abstammende Freude über eine gelungene Welt. Hier darf unserm Herzen nicht vorgezückt werden, man dürfe ihm nur vorsagen, wie es jauchzen, in stilles Entzücken gerathen, in Thränen zerfließen, sich aus dem Leibe reißen und dem Bedrängten hingeben, von Heroismus aufschwellen, und sich gar zu einer Gottheit machen soll.

---

— 3 —

Wahre Schönheit verlieret von ihrem Reize und Werthe niemals, und würde sie auch immerfort der schärfsten Analyse unterworfen. Wahrheit und Weisheit wird durch jahrelange Prüfung nicht unwahrer, nicht unweiser, denn beyde sind auf den unveränderlichen Gesetzen unsers Wesens gegründet. Schönheit, als die Erscheinung vollkommener Zweckmäßigkeit, bestehet in einer allgemeingültig gefallenden Form, und wird darum unbedingt gefallend genannt, weil sie kein bloßes Mittel eines Privatzweckes, sondern, bey ihrer vollendeten Ausbildung, das vollkommenste Mittel des unbedingten Zweckes, oder des höchsten Guten ist. Wahre Schönheit ist eben so wenig außer uns, als Wahrheit und Weisheit; beyde sind die Geschöpfe unsrer Seele; sie gehen aus unserm innern Seyn hervor, und müssen uns wenigstens eben so viel als unser geistiges Daseyn, unsre Vernunft, gefallen. Finden wir aber noch dazu, daß die Schönheit auch unsre theuersten, lieblichsten, sinnlichen Zwecke, das, was in der Welt der

Erscheinungen uns am unwiderstehlichsten anlockt, befördert, so gefällt sie ohne Ausnahme. Je länger wir ächte Schönheit betrachten, desto mehr muß sie uns, wenn unsre Aufmerksamkeit gleich lebhaft bleibt, und unsre Empfindungen durch die Anstrengung nicht ermüden, an sich ziehen. Immerhin bleibe das Intellektuelle unsterblich, so ist doch das zu selbigem gemischte Sinnliche sterblich; das in dem Schönen Erkannte bleibt unveränderlich; das dabei Gefühlte ist veränderlich. Wäre Schönheit bloß ein Produkt des Gefühles, so würde sie durch fortgesetztes Nachdenken darüber immer mehr vermindert, und zuletzt gar vernichtet werden. Vielmehr müssen unsre dunkeln Gefühle und Vorstellungen, wenn wir sie zu deutlichen erheben, uns einen höhern Genuß der Schönheit gewähren.

Shakspeare's Macbeth gehört nicht zu denselben Werken, die bey dem ersten Anblicke blenden; man findet hier keine außerordentliche

Charakteres; vielleicht könnten seine Personen „gemeine Menschen“ genannt werden. Erschienen bey ihm ungewöhnliche, in keiner Natur vorstellbare Dinge, so müßten sie den tragischen Zwecken zuwider seyn; die Wahrheit seiner, in keiner Sinnenwelt aufgefundenen, Wesen verbirgt sich nur vor dem Auge des halb-rohen Zuschauers, der sich wohl gar versuchen ließe, selbige für ganz gemeine, oder gar lächerliche Geschöpfe zu halten. Der durch die materielle Schöpfung ganz befriedigte Weltmann fühlet in des Dichters Hexen und Geistern grobe Geschmacklosigkeit, denn sie sind für ihn längst aus der Mode gekommen, und sie ekeln ihm an. Der verdorrte Schulphilosoph erkläret sie für Reste alter Barbarey und für vernunftwidrig.

Die Begebenheiten im Macbeth, wenn man sie einzeln betrachtet, liegen bunt durcheinander; Erschütterung wechselt mit Gleichgült-



tigkeit, Edelmutb mit Bosheit, Milde mit Grausamkeit ab. Doch kein Widerspruch erscheint zwischen selbigen, wenn sie als Theile eines hohen dichterischen Ganzen, mit allen ihren, bey dem flüchtigen Ueberblicke unsichtbaren, Verbindungen betrachtet werden; immer herrlicher und schöner steigt die Welt des Dichters, jemebr wir in selbiger verweilen und sie studieren; vor uns empor; hier wird aufs deutlichste wahrgenommen, daß keine echte Schönheit durch ein anhaltendes Studium derselben verlieret. Wie oft haben wir an andere Kunstwerke, welche uns im Anfange bezaubert hatten, mit Widerwillen, wohl gar mit Ekel, zurückdenken müssen; wer aber den Macbeth ganz verstanden hat, wird immer mit herzlichster Liebe, mit Entzücken, des unsterblichen Meisters gedenken. Wenn die zu deutlichen Begriffen erhobene dunkle Vorstellung von der Schönheit sich vermindern müßte, so würde das Gefühl der Schönheit ein taubes Hinbrüten in seligen Genüssen seyn, gleich der Satiere fieberhaftem

Sineleträumen in eine andre Welt; Schönheit würde ein geschmackloses, dummes, thierisches Genießen seyn. Die Schönheit in den Kunstwerken ist aus der Freyheit, also aus der Vernunft entstanden, und ist der Abdruck der Idee vollkommener Zweckmäßigkeit. Durch das Nachdenken über die von unsrer reinen Menschheit geschaffenen Gegenstände, dürfen wir nicht fürchten, den Genuß derselben zu verlieren; sie werden, je mehr wir sie kennen, desto lieblichere Gefühle in uns erregen. An dem stupiden Empfinden eines rohen Menschen, der weder Vermögen noch Willen hat, deutliche Begriffe sich zu verschaffen, ist wenig gelegen; was schadet es, wenn sein Ergößen, welches gar nicht von einem wirklich schönen Gegenstande ausging, vermindert würde; es war ja nur ein Phantom: immerhin werde ein süßer, aber schädlicher Sinnengenuß zurückstoßend gemacht; der edlere Mensch will nur durch das Licht der Wahrheit gewinnen. Der ungebildete Mensch, unfähig nach Ideen zu denken, hat über einem

Wopanz, über einen Kobold, nicht über einen schönen Gegenstand, Freude geföhlet. Sollte je in uns die Besorgniß entstehen, es werde der schöne Gegenstand durch die Analyse seine Anmuth verlieren, so wollen wir doch nicht der Welt dunkler Vorstellungen in uns vergessen, die wir durch unser Nachdenken nie ganz aufhellen werden; wir können nie in die untersten Tiefen der Natur unsrer Empfindungen hinabsteigen, und den Punkt entdecken, wo diese und die Intellektualität sich vereinigen. Wir wollen uns, so viel als möglich, wie Menschen der Schönheit freuen, damit unser Genuß derselben eben so unveränderlich und unsterblich wie die Vernunft werde. Man nimmt es als ausgemacht an, der echte Mahler verstehe am besten, die Schönheit des Gemähsdes zu beurtheilen; wir setzen leicht hinzu, er fühle sie auch am innigsten: hier entspringet der wahre Genuß aus der deutlichen Erkenntniß. Eben so dürfen wir behaupten, ein Dichter, welcher das Wesen der Dichtkunst am tiefften durchschauet, sehe und fühle

fühle das Schöne eines Gedichtes am deutlichsten. Ob jener Ausspruch denn auch so ganz wahr seyn mag, daß wir den Werth der Werke eines Künstlers um desto vollkommener beurtheilen können, jemehr von dem Geiste desselben auf uns ruhet? Ueber den Werth der Beurtheilung eines Kunstwerkes falle die Antwort aus wie sie wolle, so ist damit noch nicht über die Größe des Wohlgefallens an demselben entschieden worden. Wir kennen einige Dichter, auf welchen viel von dem Geiste Shakspeare's ruhet, die zugleich die gründlichsten Kenner der Schönheit seiner Dramen sind, und von selbigen mehr als Andere entzückt werden. Ob nicht aber diese Männer, von Shakspeare's Schönheiten, weit mehr als er selbst davon gekannt hat, einzusehen und zu fühlen schelen?

---

Die Werke des Genies entspringen aus der gesammten Natur des Menschen, aus seiner Intellektualität sowohl, als aus seiner Sinnlich-

feit; nicht allein aus deutlichen Begriffen, sondern auch aus dunkeln Vorstellungen. Ein Werk des Genies ist sowohl ein Erzeugniß der Natur, als der Kunst; der Mensch ist bey dem Hervorbringen seiner schönsten Producte sich oft gar nicht der Regeln, nach welchen er verfährt, bewußt; seine reizendsten Darstellungen sind aus ihm hervorgegangen, ohne daß er von selbigen die Urbilder in seinem Gemüthe ganz aufgehellet hatte. Shakspeare hat manche von uns jetzt angestaunte Schönheiten seiner Werke kaum gekannt; in der jedesmaligen Verfassung, worin er war, mußte er nothwendiger Weise solche Dinge sagen; sie gehörten zu den Aeußerungen seiner Existenz; sie entstanden eines Theiles, wie die Harmonie der Sphären und die Zellen der Bienen, aus den ewigen Gesetzen der Natur. Wenn die Erscheinungen der Schönheiten da waren, konnte auch der Künstler, als ein Mann, welcher das deutliche Verstehen seiner selbst zu seinem Lebensgeschäfte macht, seine hervorgebrachten Gegenstände begreifen; er suchte in der

intellektualität das Ideal auf, dem dieselben gemäß  
 seyn sollten, und er beurtheilte, ob sie seinen  
 besondern oder allgemeinen Zweck befördern könn-  
 ten. Viele Werke sind anfangs bloß aus dem  
 Instincte entsprungen, dann tragen sie aber noch  
 Spuren der Rohheit und Wildheit an sich, sind  
 oft nur grobe Materialien, und müssen erst  
 durch die Intellektualität, und den lange fortge-  
 setzten Gebrauch der Kunstregeln, in wirklich  
 schöne Gestalten umgebildet werden. Die Na-  
 tur giebt uns auch keine große Männer, son-  
 dern zu ihnen nur den Stoff, aus dem die Er-  
 ziehung die großen Männer bildet; die Natur  
 giebt auch die allein vom geübtem Auge entdeck-  
 ten, unscheinbaren, Edelsteine, aus welchen der  
 menschliche Fleiß die Brillanten mit Mühe be-  
 reitet. Die Schönheiten sind ursprünglich nur  
 Anschauungen, und werden nachher Gedanken; die  
 erste Erzeugung der Schönheit kostet dem  
 Menschen oft keine Mühe, aber die Ausbildung  
 derselben bedarf immer der Anstrengung. Dabei  
 sind wahre Menschen, für welche nichts natürlicher.



als ihre Werke sind, gewiß auf selbige nicht stolz, und können nur durch das Lobgeschrey und den Weihrauchdampf ihrer Bewunderer, Unschuld, Bescheidenheit und Geschmack verlieren; sie können nur dann erst auf das eigene Daseyn sich etwas einbilden, wenn sie durch ihre Freunde zum Sündenfalle verleitet worden sind, und die Produkte der Schönheit nicht mehr an den Idealen, sondern hochmüthig an den Werken Anderer messen, wo die bössartige Eigenliebe alles Fremde verkleinert und verfinstert. Shakespeare ist eben so wenig wie jeder innerlich wahrhaft große Mann eigenliebig gewesen; er ergöbte sich vielleicht nie an der Betrachtung seiner Werke und studierte in selbigen auch nicht die enthaltene Schönheit; denn da diese ihm keine drückende Arbeit im Hervorbringen gekostet hatte, so wurde er nicht leicht auf sich selbst aufmerksam. Wenn das Hervorbringen seiner Werke Geburtsschmerz kostet, der wird der Erste seyn, welcher sich in denselben spiegelt, ihre Schönheit zur Schau austrahlt, sie bewundern läßt, und

---

vor dem ganzen Volke mit Posaunen verkündigt; er erstaunet über sich, als ob sie nicht aus seinem eigenen Wesen ausgegangen, ihm nicht natürlich wären.

---

Der höchste Gegenstand für die Kunst ist der Mensch. So wie in der Natur jedes Ding seinen Werth nur durch die Beziehung auf die Menschen bekommt, wenn selbiges ein Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke ist, so hat in der Kunst nur die Darstellung der Menschen den größten Werth. Erscheinen sie auch nicht unmittelbar, so müssen sie doch mittelbar in allen übrigen Wesen der Kunstwerke uns entgegen kommen. Die größten Künstler, Praxiteles und Apell, Homer und Sophokles errangen sich durch die Darstellung des Menschen ihre Unsterblichkeit. Allenthalben, wo die Bewunderung der Werke Shakspeare's nicht blind ist, wird er wegen seiner Schilderung menschlicher

Charaktere hochgeachtet. Nie hat ein Sterblicher tiefer als er in das menschliche Herz gesehen, die geheimsten Bewegungen darin ausgemerkelt, und die schwersten Räthsel desselben aufgelöst. Könnten wir wohl diese schönen Darstellungen anders, als daß wir sie, und auch unsre eigene Welt, verstehen, recht würdigen; würden wir, einem blinden Gefühle uns überlassend, wahren Genuß der unerreichtesten Schönheiten unsers Dichters haben? Immerhin sey vieles, was uns Shakspeare sehen läßt, nur durch seinen Instinkt aufgefunden worden, denn diesem haben auch wir viele wahrgenommene Verhältnisse des Menschen zu uns zu danken; so müssen wir doch, da wir auf ganz andern Wegen als Shakspeare in seine Welt eingeht, die Wahrheit der Anschauungen daselbst durch Intellektualität erkennen. Wollten wir uns bloß auf unser Gefühl verlassen, wir würden vor den größten Schönheiten ungerührt, denn wir bemerkten ihr Daseyn nicht, vorüber gehen. Schönheit wird uns ja

nicht gegeben, sondern wir erzeugen sie; ist sie auch von Andern ausgegangen, so kann sie von ihnen für uns doch nur auf die Art hervorgebracht werden, daß auch wir sie erzeugen; und hierzu bedürfen wir unsrer eigenen Erkenntniß. Die Werke des Instinktes helfen die Zwecke der Vernunft befördern, und stimmen also mit den Gesetzen derselben überein.

Der in seiner Ausbildung nie stillstehende Mensch, der mit vollem Bewußtseyn das höchste Ideal der Vollkommenheit, um sich demselben immer ähnlicher zu machen, vor die Augen stellet, der es deutlich einseheth, er könne sich nie seinem Urbilde nähern, wenn er keine Einheit in seine Erkenntnisse und Handlungen bringet, der wird sich immer völlig bewußt seyn, warum er den Göttern auf ihren Sonnenwegen zu folgen sucht, warum er sich nicht durch sein langsames Nachziehen auf Bahnen, welche von den Göt-

terkindern mit der Schnelle des Lichtes durchflogen werden, abschrecken lassen soll. Er achtet es nicht, wenn ihm das Studium der Meisterwerke im Anfange wenig Genuß verschafft, wenn er nicht über die gemeine Höhe bis zum Schwimbel erhoben wird; er weiß es, daß er dieser großen Offenbarungen der bildenden Menschheit bedarf, um das Eine, das über alles Noth ist, sich zuzueignen; und so lernet er, sie immer besser verstehen und fühlen. Für das Würdigste der Menschheit sollen alle unsre Thätigkeiten unmittelbar oder mittelbar berechnet werden, sie mögen zur Erhöhung unsrer Leibes- und Seelenkräfte, selbst zur Begeisterung, zur Vermehrung unsrer Geschicklichkeit und Klugheit, dienen; diese Zwecke sind nur dann des Menschen würdig, wenn sie Mittel seines letzten und erhabenen Zweckes werden. Dieser ist absolut, nur seiner selbst wegen zu suchen; auch die Kunstwerke sind um desto würdiger, je mehr sie denselben auf eine allgemeingültige Weise befördern. Ohne nothwendige Zweckmäßigkeit, die für alle

Völker und Zeiten gilt, and keinem Wechsel der  
 Formen unterworfen ist, ohne die wahre Schöns-  
 heit, die nur durch Intellektualität und durch  
 das von dieser gebildete Empfindungsvermögen  
 bestimmt wird, kann kein vollkommenes Gedicht  
 bestehen. Moralische Würde kann auch da, wo  
 nicht einmal ihres Namens gedacht wird, be-  
 fördert werden; schon jede wahre Kultivirung  
 unsers innern Menschen dienet zu ihrer Ver-  
 mehrung. Wer seine Einbildungskraft stärket,  
 beseuert und dem Unendlichen nachzugehen leh-  
 ret, auf ihren Flügeln sich erhebet, bis er mit  
 Einem Blicke Welten umfaßt, und sie in sich  
 zu seinem unveränderlichen Zwecke zusammens-  
 zusehen vermag; wer hoch über dem Staube, wo  
 er die Körnchen der kriechenden Gewinnsucht  
 übersichtlich aufstas, empor getragen wird, und  
 sich so weit ausgebildet hat, Ideale für seine  
 Handlungen zu schaffen, und diese zu Abdrücken  
 der Ideale zu machen, der hat gewiß für seine  
 Kultur gearbeitet, und ist geschickt geworden,  
 sich zu moralisiren und zu heiligen. • Welche

Kunst kann mehr als die Dichtkunst diesen Öfterfunken zur Flamme anfachen; und welcher Liebling der Musen vermöchte nicht als Shakespeare, uns zur höchsten Begeisterung zu erheben! Wenn nun noch ferner durch die Dichtkunst die starre Rinde der Wildheit um unser Herz aufgelöset wird, wenn selbiges weiser und empfänglicher für die Eindrücke der allesumfassenden Liebe sich macht, wenn Gleichgültigkeit, grausame Härte gegen Mitmenschen, Mißgunst, Menschenhaß ihm fremde werden, wenn selbiges die Lasterhaftigkeit und das Elend der Welt rastlos vermindert, den Willen bey erhabenen Verdäugnungen unterstühet, die uns von der Vernunft gebietetisch, doch leider! gegen die thierische Natur zu ohnmächtig, vorgeschrieben waren; so dürfen wir doch wohl sagen, die Dichtkunst sey im Dienste der Moral, da alles, was ihr nicht dienet, das Reich der Unsittlichkeit erweitern hilft. Keinem Dinge der Welt ist es gegeben, neutral zu seyn; es muß entweder für oder wider gewisse Zwecke streiten; oft tauschet

es sein Geschäft um, da das Wohlthätige feindselig, und das Feindselige wohlthätig wird. Es wirkt jedes Naturwesen auf die ungeheure Anzahl halbroher Menschen, welche entweder unter der Zuchttrute, oder unter der seidenen Hand der Natur stehen: was uns lehrt auf den Pfad des Lichtes und zur Besserung führet, das stößt uns im folgenden Augenblicke in die Finsterniß und Ungöttlichkeit: bald sind wir Herren der Welt, bald verächtliche Skaven. Dem zur Göttlichkeit berufenen Menschen müssen alle Dinge gehorchen; sie müssen ihn bey der Arbeit an seinem unsterblichen Werke, bey der Veredelung seiner selbst und des Menschengeschlechtes helfen. Niemand hilft uns bey unsrer Moralsirung unmittelbar, nur wir moralisiren uns, durch unsern guten Willen, oder durch unsern redlichen Vorsatz, stets das Beste zu wollen: die Außendinge helfen uns nur mittelbar, die Künste aber am meisten. Jedes Gedicht darf darum noch nicht ein geistliches Lied seyn, oder sich mit der kalten Miene des Morallisten vor

uns hinstellen, und von Kreuzigung des Fleisches und der Lüste predigen; es darf uns nicht bloß Zügelarven hinhalten, damit wir nach selbstigen ein liebliches Gesicht schneiden lernen; der Dichter setzet uns auch Teufelsgestalten auf die Bühne hin, um jeden ähnlichen Grundzug in uns zu vertilgen. Obgleich die Dichtkunst uns idealische Welten sehen läßt, so sind diese doch leicht in den nackten Menschen, und in die für ihn wirksamen Naturdinge; vor dem gebildeten Auge zu übersehen. Auch im idealischen Menschen sehen wir wahre Natur, die aber im Gedichte, zur Unterstützung des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens in hellerer und kraftvollerer Gestalt erscheint.

Die gesammte geistige Natur der Menschen dringet auf das Bessere vor, (zu dem sie nicht durch blinde, allgemeine Naturgesetze, sondern durch Freiheit, durch selbsterkannte und erfüllte

Vernunftgesetze, gelanget,) durch die Werke der höchsten theoretischen und praktischen Natur: Wer nichts von den Dingen um sich erkennt, hat auch noch nicht das Vermögen, die Freyheit zu erkennen; sie sey immerhin das Erste in dem menschlichen Wesen; der Urgrund von allem, so werden wir sie doch am lezten erkennen lernen. Wir müssen schon lange um uns geblicket, und unsre Verhältnisse zu den Dingen verstanden haben; bevor wir in uns selbst zu blicken verstehen. Schlechter soll uns doch die Dichtkunst nicht machen; auch in einem gleichgültigen Zustande darf sie uns nicht lassen; sie soll uns bessern. Ohne die mannigfaltigste Ausbildung unsrer Vermögen ist es unmöglich, uns zu veredeln; wir müssen nicht bloße Erkenntnisse auflesen, sondern sie auch lebendig und wirksam machen. Jedes Gedicht muß ein Lehrgedicht, im weitesten Sinne, seyn; es darf weder durch seinen Nahmen, noch durch das Titelblatt, seine edle Absicht vorher verkündigen; es muß durch seinen Inhalt, (den wir aber

von der Dichtkunst selbst, von der bloßen Form, die allein für das Gefühlsvermögen thätig ist, sorgfältig unterscheiden,) auch den Schatz unserer Elassicht in das Wesen der Dinge, hauptsächlich in unsere Herzen, vergrößern. Es darf selbigen freylich nicht immer extensive größer machen, daß wir stets ganz unerhörte Begriffe einsammelten; es muß ihn aber intensive vermehren. Unsere Vorstellungen müssen an Licht, Kraft und Anwendbarkeit gewinnen. Der größte Dichter verfehlt seine Bestimmung, wenn er nur nackte Lehren, und wären sie auch echt philosophisch, geben wollte; er ist in einem höhern Dienste, als im Dienste der Theorie; er richtet, wenn er die an sich ohnmächtigen Lebensregeln mit der alles überwindenden Schönheit bewaffnet, auch den Willen des Guten aus. Zum bloßen Unterricht sind die gemeinen Schulen, ist die gemeine Welt, hinreichend; von beyden erwarten wir nicht mehr, als daß sie nur das Daseyn unsrer Kenntnisse befördern, die für uns noch todt, kraftlos, und ohne Anwendung seyn mö-

gen; die Dichtkunst eröffnet uns die höchste Schule und Welt, und erhebet uns auf die letzte Höhe der Einsichten und Thätigkeit. Allen Kunstwerken hat man es zum vornehmsten Verdienste angerechnet, daß sie uns das Innere des Menschen darstellen, die Finsternisse desselben aufhellen, und uns neue, unbekante Scenen von ihm sehen lassen. Hier werden wir aufs vollkommenste unterrichtet. Der Künstler giebt keine bloße Kopieen, denn diese würden nur zu Privatwerken taugen; er wiederhohlet uns nicht bloß das, was wir schon wissen, sondern zeigt uns das, was wir ohne ihn nie wissen konnten. Nicht bloß historische Darstellungen, denn diese möchten wir oft genug durch uns selbst schon kennen, sondern die durch Ideale lebendig gemachten Ideen, sind das Höchste für die Kunst, die oberste Stufe der theoretischen Bildung. Wir wollen nicht immer gaffen und wieder gaffen, auch wohl empfinden und wieder empfinden, bis wir selbst nicht mehr ganz unfers Zustandes uns beruoft sind; Eine solche Disciplina würde



uns verirrt und unbrauchbar machen; nein, wir wollen nichts umsonst erkennen und thun; wir wollen durch alles, was wir vornehmen, klüger und weiser werden. Steht es wohl eine edlere Bestimmung eines Dinges, als für den echt menschlichen Zweck? Wäre Homer wohl der Ewigkeit geweiht, wenn er nicht zu den großen Lehrern des Menschengeschlechts gehörte! Auch die Odyssee und Iliade sind im weitesten Sinne Lehrgedichte. Kein menschliches Werk wird uns Ehrerbietung und Liebe abnöthigen, vor dem wir nie als Schüler gestanden haben, von dem wir nicht veredelter zurückkehren; selbiges muß eine Gewalt, ein Hoheitsrecht über uns ausüben. Das ist für uns das herrlichste und schönste Werk, zu welchem wir immer mit Gefühlen unserer untergeordneten Kräfte gehen, von welchem wir aber mit dem Gefühle erhöhter Geistesstärke zurück kommen. Der Ausspruch, daß ein wahrer Dichter kein Lehrgedicht mache, wird, müßte, wenn er wahr wäre, die verdientesten Lehrer der Welt, und die ausges  
zeichn

zeichneten Loblinge des Genius der Dichtkunst, aus dem Tempel des Nachruhmes vertreiben. Virgil, der Dichter des Feldbaues, Horaz, mit seinen Briefen und Sermonen, Pope, Haller, der Schöpfer der unsterblichen Musarion, und mit diesen alle inhaltsreichen Dichter, würden verbannet werden. Ein Gedicht sey für uns keine Rauchpfanne, und brennte in selbiger auch die köstlichste Spezerey; wir wollen nicht bloß unsere Nasen ergäßen, und nachher uns den Kopf benebeln und schwindelnd machen. Auch zu keinem Opium soll uns die Dichtkunst werden, und versetzten wir uns auch auf drey Stunden in das Paradies, oder nach Valhalla.

Der noch nicht entschiedene Streit über den Zweck der Dichtkunst beweiset den schwankenden Zustand der Theorien des Geschmacks. Wir denken uns, der nothwendigen Bestimmung der Vernunft gemäß, eine Einheit unserer Erkennt-

Ⓔ

nisse und Handlungen; wir leiten alles aus einem Grunde ab, und beziehen es auf einen Zweck. Ist denn der Satz: „Alle menschliche Thätigkeiten sollen Mittel des höchsten Zweckes seyn,“ nicht wahr? Die Dichtkunst kann von dieser moralischen Bestimmung nicht ausgenommen werden, wir mögen eine Ode, einen Bußpsalm, oder die Ausbrüche des heitersten selbstzufriedenen, des die ganze Welt neckenden Muthwillens lesen; diese alle müssen für unsern innern Menschen wirksam seyn. Der Muthwille vieler wackern Dichter ist oft nur die Maske vor einem ernstern, menschenfreundlichen, moralische Würde ausdrückenden Gesichte, das aber, unverdeckt gesehen, den großen Haufen nicht zu bessern vermag, welcher allein durch Spöterey über seine pomphafteften Anstalten und Werke, und über die feyerlichen Gesichter der Führer der Heerde, (welche bey denen, die gesunden Auges und Herzens sind, nur Lachen erregen können,) gegen die Thorheiten wenigstens mißtrauisch und weniger jätzlich gemacht werden muß.

Der wahre Dichter stellet auch in Karrikaturen Wahrheit, und zwar die verständlichste und nachdrücklichste Wahrheit auf, die immerhin erst künftig vor unsern Augen wirklich dastehen mag; er zeigt warnend uns die halb gereiften Thorheiten, welche die Zeit, zu unserm bittersten Nachtheile, gewiß vollenden wird. Lügen stehen dem Dichter; eben so wenig wie jedem andern Menschen, unter keiner Bedingung, frey; sie zerstören in ihm, der doch immer ein veredelter Mensch seyn soll, nicht nur die Moralität, sondern machen auch die Schönheit unmöglich; diese wird durch jede Verletzung der Wahrheit, durch jede Disharmonie der Natur und Freyheit, vernichtet. Ein Dichter, welcher sich der Unsterblichkeit würdig macht, und nie in Gefahr gerathen soll, dem Zwecke der Menschheit entgegen zu arbeiten, muß ein durchweg gebildeter Mensch seyn: die wahre Kenntniß der Moralität der Handlungen muß ihn bestimmen, wo, und wie er seinen Satyr auf die Thoren und Narren loslassen soll. Ausgezeichnete Talente, in deren



Besitze der echte Dichter ist; das Gefühl der  
 Schicklichkeit, die dunkeln Begriffe von Wahr-  
 heit und Schönheit, werden ihn oft vor Fehl-  
 tritten bewahren; er ist aber ohne deutliche Ein-  
 sichten noch immer ein Spiel des Zufalles; er  
 weiß nie gewiß, ob er das Reich der Unvernunft  
 auch gehörig bekämpfe. Oft ist es nothwendig,  
 daß der Dichter die Albernheit der Menschen  
 nicht bloß im Allgemeinen angreife; er muß oft  
 wirkliche, neben ihm lebende Thoren züchtigen.  
 Zu Karrikaturen darf er sie allerdings machen,  
 er aber soll kein Pasquillant seyn, denn dieser  
 ist ein Lügner, der wohl zufälliger Weise die  
 Thoren bessern könnte, sich selbst aber ehrlos vor  
 seinem Gewissen macht. Sollte ein vernünftiger  
 Mensch im Handeln mit Menschen wohl je ver-  
 gessen, sich und sie vollkommener zu machen;  
 wenn er ihre Thorheiten bestrafet, so will er ja  
 nicht auf gutes Glück handeln, und es darauf  
 ankommen lassen, was es wirken mag; er will  
 ihnen nicht bloß wehe thun, sie nicht bloß dem  
 Gespötte der Welt Preis geben, oder durch die

in ihnen erregten Schmerzen dem Zuschauer Vergnügen erwecken; er will gewiß auch nicht sein Müthchen an ihnen fühlen; nein, er will sich und sie von Thorheiten heilen. Wir entdecken im Moliere einen weit edlern Zweck, als im Aristophanes, der, wenn er auch für viele Stellen in seinen Lustspielen großes Lob verdienet, doch oft nur zum Possenreißer und Pasquillanten hinabsinkt, wodurch er gewiß für die Production der Schönheit nichts thut. Das Wahre und Gute kann seiner Verkörperung, dem Schönen, doch nicht aufgeopfert werden; die Moralität sollen wir zur nothwendigen, allgemeinen Form aller vernünftigen Handlungen machen. Wenn die Gedichte nicht bloß blinde Ausbrüche der menschlichen Thätigkeiten, unwillkürliche Ausbrüche der menschlichen Empfindungen sind; wenn der Mensch auch bey der Nachbildung des Sturmes der Affekten in seinen Werken, vollkommen sich beherrschen, frey wie ein Gott um sich blicken, den Weg, den er genommen hat, und den er noch nehmen wird, übersehen soll, damit er



auf der Linie für die gesammte Menschheit wandeln, und das Menschengeschlecht ihm auf seiner Bahn folgen könne; so müssen alle Produkte des Dichters, wenn selbige, die anfangs nur wilde Traumgestalten der Sinnlichkeit waren, und durch die Vernunft disciplinirt worden sind, dem höchsten Zwecke dienen. Kein Dichter darf sich seinen Empfindungen überlassen, um nur zu empfinden, um sich in den bodenlosen Abgrund der Phantastie oder der Schwärmeren zu stürzen; er versuche nicht, sich in die Unendlichkeit aufzulösen, bis ihm Gedanken und Worte verschwinden. Wir hören Manche über den Zweck des Dichtens reden, als ob sie sich einem Dämon mit Leib und Seele ergeben hätten, der sie aus dem Gebiete der Vernunft forttragen müßte; sie halten alle moralische Tendenz eines Gedichtes für unwürdig desselben, als ob es eine höhere Bestimmung, als die moralische, geben könnte. Nur durch die moralische Tendenz erhält ein Gedicht, so wahr als das Gute über alles Menschliche herrschen soll, und unverän-

berlich ist, Göttlichkeit und unsterblichen Werth; und die Dichtersprache wird dann nicht unschicklich die Sprache der Götter genannt. Der Dichter bedient sich der vorgefundenen Stoffe, nur die Zusammensetzung ist sein Werk; die ganze Natur ist ihm dienlich, denn selbst die unlieblichen Theile derselben verarbeitet er zu den lieblichsten Gestalten; das Gleichgültige wird unter seinem Zauberstabe interessant; nicht bloß Ernst und Feysorlichkeit ist in seinem Gefolge, sondern auch Scherz, Lachen, Fröhlichkeit und alle Liebesgötter, doch angeführt von den Grazien und von der Göttinn der Weisheit. Die Grazien und Minerva müssen im vertrautesten Bunde stehen, auch da, wo Klagen, Weh und Jammer die Menschheit erschüttern. Nichts was die Menschen angehet, darf der Dichtkunst fremde seyn; in ihrem magischen Spiegel sehen wir die Welt treu und klar vor uns stehen, aber sie dringt auch mit größerer Lebendigkeit auf uns ein; sie ist von allem für uns Müssigen und Todten gereinigt; Lie vor dem Blicke des Physikers

auf ewig verborgenen Harmonien mit den geistigen Zwecken offenbaren sich, bis uns die Welt von Göttern bevölkert erscheinet, und wir selbst uns immer mehr der Götterschaft nähern lernen. Unse Hauptbestimmung in der Welt ist, der Unendlichkeit ununterbrochen nachzugehen; wir sollen alle Dinge in uns aufnehmen, bis wir finden, daß sie aus uns ausgegangen sind, und wir sie aus den von uns abhängigen Elementen gebildet haben. In uns sollen wir die Gestalten hervorbringen, sie ordnen und unsern Gesetzen unterwerfen; wir sollen denselben ihre Thätigkeit vorschreiben, da sie so leicht in Streit und Kampf unter einander gerathen; wir sollen einen ewigen Frieden in ihrem Reiche stiften, bis die zahllosen Dinge mit unwiderstehlicher Kraft ausstehn, und den Zweck aller Zwecke befördern.

---

Unsre Betrachtungen des Schauspiels Macbeth sollen nur Wiederholungen der vor unsern Augen vorüber gegangenen Bilder, während des Lesens seyn; wir analysiren die uns schon etwas vertraut gewordenen Empfindungen und Gedanken, und suchen ihre Gründe auf. Die in diesem Drama vorgestellten Gegenstände, als bloße Naturprodukte betrachtet, wären einzelne Gestalten, welche wie Schatten erscheinen und verschwinden; wir sehen nicht den Grund ihres Werdens, denn über diesen dürfen wir nur Vermuthungen wagen, da selbiger sich vor uns verbirgt. Daß jede Erscheinung in der Natur ihre Ursache hat, wissen wir; in der That sehen wir aber kein vollständiges Ganzes, sondern nur Bruchstücke, deren Zusammenhang unbezweifelt ist, doch von uns mit keiner Sicherheit angegeben werden kann. Sobald wir in die Welt des Dichters getreten sind, so wandeln wir im Lichte; wir sehen die arbeitenden Kräfte der Maschine aufgedeckt, es erschüllet sich der Quell jeder Begebenheit; nichts ist mehr für uns geheim,

selbst die Tiefen öffnen sich dem gestärkten Blicke, bis ein Weltganzes vor uns steht. Was in der Natur von freyen Handlungen, selbst dem Herzen und Verstande des Handelnden, unbekannt bleiben mußte, wird in der Dichterswelt für alle Zuschauer deutlich angegeben; die Ungewißheit aus dem Reiche der Erscheinungen muß hier aufhören. Alle Lücken sind hier ausgefüllt; ohne Unterbrechung gehen die Begebenheiten auf ihren Zweck zu, und wir finden, daß für selbigen, wenn er uns einmal schon bekannt geworden ist, in wahren Meisterwerken, vom ersten Anfange an, gearbeitet wird. In der wirklichen Welt scheint uns vieles müßig da zu stehen, als ob es nichts wirkte; obgleich der Einfluß desselben, bliebe er uns auch immer unsichtbar, auf alle Dinge in der Welt sich erstreckt; wenn wir vieles auch gar nicht empfinden, so bestehet es doch eben so vollständig, als ob wir seine Wirkungen mit vollem Bewußtseyn dächten.

Der Anfang des Macherhs gleichet dem Eintritte in eine für uns wundervolle Welt; wir

meinen bloß aus der Phantasie hervorgegangene  
 Wesen zu sehen; sie sprechen Worte, deren Sinn  
 wir noch nicht begreifen, so lange das Ganze  
 uns unbekannt ist; die aber, nachdem wir das  
 geordnete Werk übersehen, schwer an Inhalt  
 sind, und die Keime künftiger großer Begeben-  
 heiten enthalten, oder doch eine Reihe furchtbar-  
 er Ereignisse vorbereiten. Drey Hexen, Ab-  
 geordnete des ernsten Schicksals, erscheinen und  
 verschwinden; wir kennen sie nicht; wir würdern  
 noch lange zweifeln, ob sie die Boten des Flus-  
 ches oder des Segens sind, denn ihre Worte  
 entscheiden nichts, wenn nicht die ganze, sie um-  
 gebende Natur unsere Ahnungen, daß diese We-  
 sen nur Vorläuferinnen des Verderbens sind,  
 zu Blicken in eine finstre Zukunft machten. Die  
 Empörung in der Natur ist im Bunde mit den  
 finstern Thaten, welche aus dem Abgrunde stei-  
 gen, Donner und Blitz kündigen sie an: der  
 Himmel kann nicht in seiner Lieblichkeit auf eine  
 sich öffnende Hölle hernieder schauen, er verhül-  
 let sein Angesicht hinter finstre, stürmende Wet-

terwolken, und Regen und Schneeflocken stürzen  
 hinab. Die Scene ist eine weite, unfruchtbare,  
 menschenleere Heide, ein dem Anscheine nach  
 neutraler Ort, doch hier von großer Wirksam-  
 keit. Wir sehen auf der wüsten Scene noch  
 nichts als die Unholdinnen, die ersten Thätig-  
 keiten der Weltkräfte, das Erwachen der mensch-  
 lichen Freyheit, welche die Urgründe auch alles  
 Bösen seyn können. Die wilde Natur ist hier  
 die bloße Begleitung der ersten Regungen mensch-  
 licher Bösartigkeit; das Böse kann aus keiner  
 äußern Natur entspringen, diese giebt nur  
 Mittel zur Beförderung desselben her. Wer  
 unter regnigen, stürmenden Wetterwolken, im  
 Antigen Dienste eines Andern, den Tag über  
 dem Ungemache ausgesetzt war, der läßt sein  
 Herz leichter von demjenigen, dem er dienen,  
 abwendig machen, und wird, wie Macbeth, em-  
 pfänglicher werden, bösen Eingebungen wider  
 seinen Freund und Gebieter, für den auch er  
 viel gethan hat, Gehör zu geben. Nicht un-  
 mittelbar entstehen böse Vorsätze aus der em-

pfundenen rauhen Natur, doch durch eine solche wird leicht der Edelmut, und selbst der moralische Sinn, der unser Pflichtgebot unterstützen soll, vermindert. Shakespeare belebt um sich die ganze Natur; bald ist sie ihm im Bunde mit dem guten, bald mit dem bösen Willen.

Die ersten Worte, die wir von diesen unglücksbereitenden Wesen hören:

„Wenn werden wir drey uns wieder be-  
gegnen,

Im Donnern, Blitzen, oder im Regnen?“  
sind wohl der Beschluß einer schwarzen Unterredung, deren Inhalt wir jetzt nur noch ahnden können, oder einst, nachdem wir die schrecklichen Folgen erkannt haben, mit Sicherheit ergänzen werden. Das ganze Gewebe abscheulicher Thaten ist angefangen worden; die Maschinen zum Königsmorde, zu dem über Schottland sich ziehenden Verdorben, und endlich zur Vertilgung des durch eigenen ehrwürdigen Willen, und durch äußere Umstände entstandenen Tyrannen, werden in Bewegung gesetzt. Der Zuschauer wird



durch die dunkle Unterredung, durch die ahnungs-  
 vollen Bezeichnungen, zur Aufmerksamkeit  
 aufgeregt; ihm wird künftig, wenn er das Ganze  
 übersiehet, nichts ohne Absicht gesagt seyn. Es  
 gehört zu den Bestimmungen eines vollkommen  
 schönen Werkes; daß in jedem jeder Theil  
 Bedeutung habe; das vollendete Genie, wird  
 weder müßige, noch vielleicht zu einem andern  
 Ganzen gehörige Stücke, zu dem von ihm ge-  
 wollten Werke zusammensetzen. In dieser Hecens-  
 scene ist gewiß nichts umsonst da, auch ist kein  
 Zug zu viel, oder zu wenig; alles ist voll großen  
 Sinnes. Die Unholdinnen werden zusamment-  
 treffen:

„Im Donnern, Blitzen und im Regnen,  
 Wenn das Hurleburle vollbracht,  
 Wenn verloren und gewonnen die Schlacht . . .  
 Noch vor Anbruch der Nacht.“

Auf der Heide will die dritte Hexe dem  
 Macbeth begegnen, sie, die ihm zuruft, er werde  
 einst König seyn; sie wird in das Herz Mac-  
 beths, den ersten Funken der Bosheit, der zur

Hölle angefacht werden soll, werfen. Jetzt hört die erste Hexe schon den gebieterischen Ruf höherer Mächte, der grauenpollen, in tiefer Finsterniß verhüllten Geister; auch diese sind in der Dichtervelt nicht schlechtweg Urheber, sondern vielmehr erwählte Mitgenossen schwarzer Thaten, und rufen mit einsylbigem Laute die drey gehorsamen Dienerinnen des Schicksals ab, die mit orakelmäßig dunkeln Ausrufe entfliehn:

„Schön ist häßlich, häßlich schön.  
 Laßt durch Dampf und Nebel uns gehn.“

Die Schönheiten dieses Auftrittes nehmen wir am deutlichsten bey den versuchten Umarbeitungen der anmaßenden Verbesserer Shakespeares wahr; hier möchte man wohl jede Veränderung für einen Fehler, für eine Verunstaltung halten.

Warum aber soll uns der erste Blick nach dem Macbeth, so wird mancher hier einwenden, Hexen, Gegenstände des groben, längst veralteten und verächtlichen Aberglaubens, zeigen?

Sind sie wohl poetische Gegenstände: diese müssen doch von unsterblicher, nie alternder Jugendlichkeit seyn. Es ist sehr traurig, den großen Dichter, dieser Bilder wegen, in Schutz nehmen zu wollen, und ihn zu entschuldigen, als ob er sich nach dem Aberglauben des Zeitalters bequem hätte; daß man mit Shakspeare sich in die finstern Zeiten versehen mußte, da solche Vorstellungen noch galten, daß man wohl thäte, die bessern Einsichten unter dem Gehorsam der Phantasie gefangen zu nehmen; und endlich wäre es zu wünschen, es hätte der seinem abergläubigen Menschengeschlechte sich anschmiegende Dichter, zu seiner eignen Ehre, seine Werke mit diesem Vöbelwahn nicht besudelt, von welchem wir jetzt, in diesen hellen Tagen unaussprechlich ausgebreiteter (prosaischer) Weisheit, da das Licht der kalten Vernunft bis in die untersten Keller des gemeinen Volkes zu dringen strebet, keinen verdächtigen Gebrauch machen müssen. Ob man sich nicht für berechtigt halten dürfte, dem Shakspeare vorzuwerfen, daß

er

er in seinem Macbeth des Wolfs gedenket, dessen Geschlecht schon längst in England ausgerottet worden ist. Doch vielleicht gab es noch vor zweyhundert Jahren, wenigstens in den Hochlanden, einige Wölfe, (wie es noch vor drehtausend Jahren in Griechenland Löwen gegeben hat,) oder sie waren den Engländern noch im frischen Andenken, wie uns die Erzählungen von vorgegebenen Hexen sind. Die Gegenstände des Dichters sind keine Gegenstände des Physikers, sondern sind nur die Hülsen, die von der wirklichen Welt entlehnten Gewänder, zur Hülle eines Geistes, welcher nicht zu der durch die Sinne zusammengesetzten Welt gehört. Der Dichter nimmt, um seine geistigen Geschöpfe erscheinen zu lassen, die um ihn vorgefundenen Vorstellungen, wenn diese brauchbar sind, um jene der allgemeinen äußern und innern Menschheit näher zu bringen; er ist unbefürmert, ob die Vorstellungen bloß aus der Einbildungskraft, oder den wirklichen Gefühlen entspringen sind. Allerdings hat es nie in der wirklichen Welt

D



Hexen gegeben; sollte aber allein diese das Pri-  
 vilegium haben, den Dichter für seine Empfin-  
 dungen und Ideen mit Gestalten zu versorgen?  
 Er ziehet wohl gar die phantastischen Bilder,  
 wenn in selbigen seine Gefühle und Gedanken  
 mit größerer Lebendigkeit, mit Kraft und Reiz  
 sich offenbaren können, den tagelöhnerischen Bes-  
 sen um sich vor. Konnte Shakespeare die von  
 Ewigkeit her thätigen Maschinen des mit gehei-  
 mer Macht wirkenden Schicksals, durch welches  
 schwarze Menschenthaten und grauemvolles Welt-  
 elend bereitet werden, die im Bunde mit den  
 bösen Rathschlägen des Herzens stehenden Welt-  
 kräfte, bedeutender und deutlicher, als in den  
 Bildern dieser Unholdinnen darstellen? Wären  
 diese in der wirklichen Natur, sie würden sehr  
 profanische und häßliche Wesen seyn; aber in dem  
 großen Dichterverke, werden sie Theile der un-  
 vergänglichlichen Schönheit. Wir sehen die Hexen,  
 meinen sie zu verstehen, sie verschwinden auf den  
 Nachruf unsichtbarer Wesen, und wir haben  
 noch wenig von ihnen verstanden. Sie sind

Spuren des unaufhaltsam fortschreitenden Schicksals; -einen Augenblick glauben wir, sie deutlich vor uns zu sehen, und bald sind von denselben nur Ahnungen übrig geblieben. In der Dichtwelt gibt es keinen Aberglauben, auch keinen rechten Glauben, sondern nur Anschauungen, nur Offenbarungen mit Freyheit gemachter Empfindungen und Gedanken; wer in der Prosa das Daseyn der Hexen annähme, würde sich dem Gelächter Preis geben; der Hauptzweck in dieser ist Wahrheit, da in den ästhetischen Darstellungen der Hauptzweck Schönheit ist, den die Wahrheit zum Fundamente dienet. Shakespears Hexen werden zu aller Zeit poetisch schön und wahr bleiben, über sie vermag kein Fortschreiten im vernünftigen Glauben, keine neue Entdeckung des verborgenen Ganges der Natur begebenheiten; sie sind in ihrer Art ebenso reizende Personificationen, wie die Götter, Heroen, und die mannigfaltigsten Dämonen, bis auf die im schreckenden Kostume, mit Schlangenhaaren und flammenden Sackeln bewaffneten

Eumeniden, und weiter zu den glänzendsten Maschinen des Orients, Griechenlandes und Nordens, deren sich das älteste und gläubigste Dichterheer, mit bewunderungswürdigem Effekte bediente, und die der neueste und ungläubigste Dichter, wenn sein Genius es ihm vergönnet, mit gleichem Glücke anwenden darf. Zabel trifft unsern Dichter für seine Zauberinszenen eben so wenig wie jenen Dichter, der in finsterner Gruft den hageren Greis bey Schädeln wachen läßt. Hätte Shakspeare etwa drey Engel erscheinen lassen, vielleicht würde er manchem profalschen Leser nicht anstößig erschienen haben, da diese doch eben so wenig wie jene zu den Naturwesen gehören, und auch jetzt schon feltener als vor zweyhundert Jahren für etwas Wirkliches gelten. Auch Milton und Klopstock werden darum, weil bey ihnen Sünde und Tod lebhaftig auftreten, und Engel und Teufel gleich wirklichen Menschen ihr Wesen treiben, keine Stunde von der ihnen zugesprochenen Unsterblichkeit verlieren.

Diese erste Scene war halb Erscheinung, halb Traum, und gleichet einem Blicke in die Wüste der Wesen, vor der noch nicht ausgebildeten Schöpfung, da zu der künftigen Welt und zu den ihr Angesicht dereinst schändenden Thaten, nur erst die Keime entsprangen. Wir werfen einen Blick in den fästern Pallast der menschenfeindlichen Genien des Schicksals, wo unser Auge über die Räder der Weltmaschine nur flüchtig streifte. Außerordentlich hat die Handlung angefangen, außerordentlich wird sie fortgesetzt werden. Wenn wir nach vollendetem Durchgehen des ganzen Drama's auf diese Scene zurücksehen, so werden wir ganz ihrer dichterischen, doch anspruchslosen Herrlichkeit inne; wir werden über die Simplicität, Wahrheit und Kraft entzückt, demüthigen uns vor der Göttermacht des unerreichten Genius, der diese Scene schuf, und freuen uns seiner, obgleich wir aus einer Tiefe zu ihm hinausblicken. Ohne die Wahrnehmung der Wirkung dieser Scene durch das ganze Werk, müßte sie uns

unbebeutend, frostig, leer, wenigstens mit der Weisheit und Physik unsrer Tage verglichen, phantastisch und niedrig vorkommen. Werden wir aber den mächtigen philosophischen Geist in den Nebelgestalten des Sehers inne, so wird diese einsame, finstere, dem Menschentohre fast stumme Scene für uns prachtvoller werden, als der prachtvolle Anfang des Oedips des Sophokles, wo ein ganzes Volk voll stürmender Leidenschaften vor dem Pallaste seines Königs erschauet. Jedes andere Ding müßte uns höchst interessant werden, wenn wir seinen Einfluß auf ein Weltganzes erkennen könnten.

Die erste Bedingung der menschlichen Handlungen liegt in der allgemeinen Natur des Weltganzen; durch diese nur sind selbige noch nicht ganz möglich; sie fangen erst mit der freyen, besondern Thätigkeit des Menschen an. Die vorläufigen Bedingungen zum Königsmorde, und allen hieraus sich entwickelnden Begebenheiten, haben wir gesehen; jetzt rückt die

Handlung fort. Die erste auftretende Person ist der König selbst, das große Opfer des Schicksals und der Bosheit; er spricht bedeutungsvolle Worte: „Welch ein blutender Mann ist das? vermuthlich wird er uns von dem neuesten Verhalt des Aufstandes Bericht geben können.“ Die Absicht des Künstlers mit diesen Worten werden wie nur erst künftig, nach der Uebersicht des ganzen Drama's verstehen. Auch hier zeigt es sich, daß ein wahres Meisterwerk uns um desto mehr Schönheiten entdeckt, je mehr wir selbiges kennen. Vielleicht sind die bey dem ersten Anblicke blendendsten Stellen die unbedeutendsten, und die unscheinbarsten können die inhaltsreichsten seyn. Die höchsten Schönheiten bedürfen eines ernstlichen Studiums, und der Kenntniß ihres Zusammenhanges mit allen Theilen des Ganzen. Für jedes aufmerksame Durchlesen unsers Schauspiels müssen wir durch die Entdeckung neuer Schönheiten belohnet werden. Der König tritt hier auf in der Fülle seines Glückes; gefährliche Rebellen, und die von ih-

nen zu Hülfе gerufenen fürchtbaren Feinde, was  
 ren besieget worden, und zwar von seinem ihm  
 überaus ergebenen Verwandten und Feldherrn,  
 dem heldenmüthigen Macbeth. Dieser, der  
 vornehmste Handelnde, wurde schon von der  
 dritten Hexe auf der Heide genannt. Wie glori-  
 reich erscheinet uns noch hier der künftige Kö-  
 nigsmörder und Bürgengel seines Landes; der  
 Siegesbothe, ein Wittstreiter, erzählt, der un-  
 überwindliche Feldherr habe sich durch die Haufen  
 der Feinde durchgehauen, um an den Hauptre-  
 bellen, dem das Stück wie seine Duldinne,  
 (lockend und falsch,) lächelte, zu kommen, der  
 niemanden die Hand freundschaftlich bot, nie-  
 manden ein Lebewohl sagte; diesem wilden Strei-  
 ter habe Macbeth den Kopf gespaltet, und auf  
 den Befestigungen aufgesteckt. . . . Wo wird  
 Macbeths Kopf einst aufgesteckt seyn! Noch ist  
 Macbeth des Ausrufes seines Königs würdig:  
 „O! tapferes Bettel! würdiger Edelman!“  
 Noch immer wächst der Kriegeshaar des Helden;  
 Knurr war das eine feindliche Heer geschlagen, so

griffen die verbündeten norwegischen Armeen an, wodurch aber Macbeth und Banquo sich eben so wenig wie Adler durch Sperlinge, oder wie Löwen durch Hasen, schrecken ließen. Von diesem neuen Siege läuft noch mehr Bestätigung ein, zugleich eine Nachricht von Cawdor, einem verrätherischen Reichsfürsten, der die Norweger unterstützet hatte. Eweno, König von Norwegen, bittet um Friede, und ihm ist die Erlaubniß seine Todten zu begraben, nur gegen ein für die Insel Colmkil, (wo der Begräbnisplatz der schottischen Könige ist, und auch Duns Eans seyn wird!) zu erlegendes Strafgeld von zehntausend Thaler zum gemeinen Besten, bewilliget worden. Jetzt schon erhält der König Gelegenheit, seinen tapfern Retter zu belohnen; er beschenkt ihn mit den Ländereyen und Würden des zum Tode verurtheilten Cawdors. „Was er verlor, hat der edle Macbeth gewonnen,“ sagt der König. „Noch ist Macbeth unschuldig; noch schläft in ihm jeder böse Gedanke, jeder böse Entschluß; aber schon sind einige Stufen

entblößet, worauf er sich dem Abgrunde der Verbrechen nähern soll. Macbeth ist schon durch seine großen Thaten über die Linie eines Unterthans erhoben worden; seine Verdienste um den König, den er auf dem Throne befestiget hat, setzen den Monarchen unter den Feldherrn; dieser wird künftig bey den Versuchungen zum Bösen sehr eingedenk dessen seyn, er könne sich selbst wohl auf einem Throne gegen Widersacher erhalten, wie er darauf auch schon einen Andern befestiget hat.

In diesen beyden ersten Scenen hat unser Dichter, so wie es von ihm erwartet werden darf, die Princtpe zu seinem Kunstsysteme festgestellt. In diesem ist es eine Hauptforderung, uns die Ursachen, warum etwas geschehet, sehen zu lassen.

Mit dem zweyten Auftritte verschwindet der König mit seinen Hofleuten, seiner königlichen Pracht und seinem Pallaste, die Herrlichkeit

der Welt zerfloß vor unsern Augen, wie eine schön gefärbte Seifenblase; dem Zuschauer blieb davon auf kurze Zeit nur das Andenken übrig. Wieder dehnen sich vor uns die wüste Hoide aus; es donnert und blitzet; die drey Herren erscheinen. Diese Herolde eines grausenvollen Schicksals, die in dem ersten Auftreten noch dunkel in ihren Absichten geblieben waren, werden uns jetzt deutlicher dargestellt. Wir verstehen schon ihre Unterredung mehr; mit ihrem wandeln Bosheit, kalte Rachsucht, grausame Schadensfreude; das feste Bündniß, da wo Schaden bereitet werden soll, verbirgt sich ferner nicht vor uns. Was könnten wir von diesen Dienerinnen der Hölle anderes, als Böses und Unheil erwarten; sollten sie nicht für Mordeth von sehr schlimmer Bedeutung seyn! Ihre jetzigen Geschäfte sind Vorbilder künftiger Handlungen eines blutigen Wüthrichs.

Erste Hexe. Wo bist du gewesen, Schwester?

Zweyte Hexe. Ich würgte Schweine.

Dritte Hexe: Schwester, wo du?

Erste Hexe:

„Ein Schifferweib fand ich, das saß,

Und hatte Kastanien in' Hoß,

Und fraß, und schmaß, und fraß.“

(Das im Originale: And mouncht, and mouncht, and mouncht, brucht den Sinn des trägen, gleichgültigen, thierisch vertreffenen Weibes ungeleich besser aus.)

„Gib mir auch, sagt' ich:

Pack dich, Hexe, pack dich,

Schick das vollwampige Pack.

Ihr Mann ist noch Aleppo gefahren:

Allein den Weg will ich ihn sparen.

In einem Sieb, in Rahengestalt,

Doch ohne Schwanz, erreich' ihn bald,

Das thu, das thu ich.“

(Fester: sehet ihr Vorsatz bey Shakespears: Ill do — J'll do — and J'll do.)

Zweite Hexe: Das muß

Ich geb dir einen Wind dazu.

Dritte Hexe: Und ich den andern.

Erste Heye. Ich habe selbst schon alle die andern ic."

Die Heyen waren zerstreuet gewesen, um auf mehr als einem Platze Unheil zu stiften; jetzt versammelten sie sich, ihrer Abrede gemäß, auf der Heide, um dem Macbeth zu begegnen, und größeres Unheil, das für eine zu groß ihnen dünkte, anzurichten. Schrosine hat die zweyte Heye gewürgt, sie, die bald die Veranlassung zum Menschenwürgen seyn wird; sie erscheint uns durch dieses böshafte Mordens schmutziger Thiere selbst. etelhafter. Wen weit schwärzerer Seele ist die erste Heye. Wäre ihr Unwille über die abschlägige, schimpfende Antwort des gefräßigen Matrosenweibes unmittelbar gegen dasselbe ausgebrochen, so würde er noch menschlich seyn; aber, nein, sie will sich an dem unschuldigen Manne des Weibes rächen; weit entfernt ist der Schiffer, er kann unmöglich sie beleidiget haben; sie will ihn doch um jeden Preis verfolgen, auf etym nur für sie gemachten Fahrtenge. Hier ist ein Gegenbild



eines künftigen, heillosen Tyrannen, welcher das mißfällige Betragen eines Mannes an dessen Weibe und Hausgenossen rächen wird, doch schrecklicher als die Hexe, denn dieser wird ihr böser Wille mehr von dem Schicksale eingeschränket. Sie hat noch andere Mittel zum Schaden thun als die Herrschaft über die Blinde: „Siehe, was ich habe . . . Sieh, eines Schiffers Daumen hier, dem ein Sturm sein Schiff zerstörte, als er her. zur Heimath kehrte.“ In diesem Unglücklichen ahnden wir einen König, welcher aus der Hand der Rebellen und auswärtiger Feinde errettet, an dem Orte der vermeinten größten Sicherheit den Tod findet. Auch hier ist das Hexenkostume, wie jede sich selbst überlassene Phantasie es ausmahllet, beobachtet worden. Ein Symbol der Menschenkraft ist der Daumen; in selbigem legte die sich selbst überlassene Einbildungskraft ein übernatürliches Vermögen, gewaltthätige Erscheinungen hervorzubringen. So wie der Daumen vorgewiesen worden, hören wir das herannahende Kriegsgeräth,

„Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt!“  
 Im wilden jauchzenden Tanze fliegen die Zauber-  
 beschwestern herum; bald wird die Bezau-  
 berung vollendet seyn.

Mit Pracht tritt der Held des Drama's  
 auf; noch ist er frey von Schuld; aber die in  
 ihm schlafende Hölle wird bald gewecket werden;  
 bald werden die aus furchtbarer Finsterniß un-  
 gehorner Frevelthaten hervorbrechenden Kräfte  
 auf ihn wirken. Von diesem Auftritte an, ver-  
 lieren wir Macbeth nicht mehr aus dem Augen;  
 doch war er schon vorher dem Dichter und uns  
 stets gegenwärtig; alles was geschah, bahnte ihm  
 den Weg zu seinem finstern Ziele; er war schon  
 für seine Zukunft thätig gewesen. Macbeth und  
 Banquo treten auf, mit Soldaten und andern  
 Begleitern. Macbeth, „Solch einen Tag, so  
 häßlich und so schön zugleich, sah ich noch nie.“  
 Schon im ersten Auftritte sangen die Hexen:  
 „Schön ist häßlich, häßlich schön.“ Dieser Tag  
 ist Macbeths Triumphstag; der Feldherr erreicht

heute den höchsten Gipfel menschlicher Größe, fängt an, zu der schrecklichsten Tiefe des Verbrechens hinab zu steigen, und bereitet, mit dem ersten Gedanken, sich zum Könige zu machen, sein Verderben. *Banquo.* „Wie weit ist's noch nach Fatis? Wer sind diese da, so eingeschrumpft und so wild in ihrem Anzuge? Sie sehn keinen Bewohnern der Erde gleich, und sind doch darauf. Lebt ihr, oder seyd ihr etwas, mit dem ein Sterblicher sich einlassen darf? ic.“  
 Noch schweigen sie, als ob selbst sie vor der Eröffnung des Abgrundes zagten, bis Macbeth, der das Böse heftig wollen wird, sie durch die gebietherische Frage zum Reden bestimmet: Redet, wenn ihr könnt: wer seyd ihr?

*Erste Hexe.* Heil dir, Macbeth! Heil dir, Thone von Glamis!

*Zweite Hexe.* Heil dir, Macbeth! Heil dir, Thone von Cawdor!

*Dritte Hexe.* Heil dir, Macbeth! der einst König seyn wird!

Die

Die Furien des Abgrundes werden mit diesen letzten Worten losgelassen; Macbeth ist verloren; der Funke der Raubsucht und des Mordes ist in sein von Natur vorbereitetes, ehrgeiziges, leicht empfängliches Herz gefallen: wo ist die Gottheit, um seine auflodernde Hölleflamme auszulöschen, da er in einer Welt lebet, wo alles in die Flamme Nahrung wirft? Sein Gefühl ist überwältiget worden; durch ein Zaubervort hat er die ganze gegenwärtige Welt verloren; sein eigenes Wesen wird ihm fremde; eine neue, aber für ihn chaotische Welt hebt sich für ihn aus der Tiefe einer gespenstervollen, schauerlichen Nacht empor; er vergißt, was er war, und weiß nicht was er seyn wird; seine Gegenwart ist ein fürchterlich süßer Traum; die Last der verheißenen Königskrone liegt erdrückend auf ihm; die schmerzseligsten Gefühle, Angst und Hoffnung, der Muth des seinem Vaterlande treuen Helden, und die wilde Wangigkeit des vogelfreien Banditen, kämpften gegen einander in ihm. Jetzt ist der Zeitpunkt, in wel-



chem sich sein vergangener mit Ehre, und sein  
 künftiger mit Ehrlosigkeit, bezeichneter Lebens-  
 lauf zusammendrängen; diese innern Kämpfe  
 werden durch Banquo's Rede gedekret: „Warum  
 bebst du so zurück, Macbeth, und scheinst dich  
 vor Dingen zu entsetzen, die doch so schön lau-  
 ten?“ Ohne Banquo hätte Macbeth nur ein  
 halber Tyrann werden können; Banquo wird  
 ein Haupttheil der großen Maschine. Er redet  
 die Hexen an: Im Namen der Wahrheit,  
 redet! Seyd ihr Hirngespinnste, oder seyd ihr  
 wirklich das, was ihr von außen scheint.  
 Ihr begrüßt meinen edeln Gefährten mit na-  
 hem Glück und großer Verkündigung edeln  
 Besizes und königlicher Hoffnung, die ihr  
 ganz entzückt; und mir sagt ihr nichts.  
 Könnt ihr in die Saat der Zeit schauen, und  
 sagen, welches Saamenskorn wachsen wird,  
 und welches nicht; so redet zu mir, der we-  
 der um eure Gunst bittet, noch euren Haß  
 fürchtet.

Erste Hexe. Heil!

Zweyte Hexe. Heil!

Dritte Hexe. Heil!

Erste Hexe. Kleiner, als Macbeth, und größer.

Zweyte Hexe. Nicht so glücklich, und doch weit glücklicher.

Dritte Hexe. Du wirst Könige zeugen, wenn du gleich selbst keiner bist. Heil euch also, Macbeth und Banquo!

Erste Hexe. Banquo und Macbeth, Heil euch!

Durch diese Vorherverkündigungen mußten neue Furien die Seele Macbeths ergreifen, und sie noch mehr wider alle Natur und Menscheneinrichtung empören; jetzt gehen seine Blicke nicht mehr bloß auf sein Leben, sondern auch auf die Zukunft, auf seine Nachfolger. Sein Herz, das bisher noch für Banquo, seinen großen Waffengefährten, den Gehülfen seiner Siege, mit Freundschaft geschlagen hatte, mußte auch der Freundschaftsgefühle beraubt werden, damit er



nur in seiner Mörderwelt leben konnte. Er ist zum Raube der Leidenschaften hingeeben worden, daher ist er unersättlich, über das ihm Verkündigte Kunde einzuziehen; die Zukunft ist ihm finster, die Erwartung erschreckend, groß und immer schauerlich; er wollte gern sich selbst von der Wahrheit der Verheißungen überzeugen; er wäget die Möglichkeiten gegen einander ab. Seine Vernunft ermannet sich, und wird auf Augenblicke herrschend in ihm; er wird prüfend; er will die tiefer liegenden Gründe seiner Hoffnungen kennen, er gebietet den Hexen, ihm mehr zu entdecken: „Bleibt ihr geheimnißvollen Prophetinnen, und sagt mir mehr. . . Sagt doch, von wem habt ihr diese wunderbaren Nachrichten? Oder warum haltet ihr uns auf dieser dürrn Heide durch solche prophetische Grüsse auf? Redet, ich beschwöre euch!“ Sie verschwinden; sie dükten von ihm keine Befehle; er ist zu klein für die höhern Mächte, für die allgewaltig arbeitenden Kräfte der allein herrschenden Natur, die auch Schicksal ge-

nannt werden, gegen dessen unaufhaltsamen Gang alle Mächte, aller Troß des Menschen nichts vermögen. Die von ganz ungewohnten Gefühlen überwältigten Männer, Macbeth und Banquo, zweifeln noch immer an der Wirklichkeit der gehaltenen Visionen. Banquo: „Was sind denn die Dinge wirklich hier, wovon wir reden? oder haben wir vielleicht von der Tollwurz gegessen, welche die Vernunft gefangen nimmt?“ Am meisten zweifelt jeder an der Erfüllung des ihm Verheißenen, und glaubet leichter das, was dem Andern zugesagt worden ist. Macbeth: „Deine Kinder sollen Könige werden.“ Banquo: „Du selbst sollst König werden.“ Macbeth: „Und Thane von Cambor dazu; war's nicht so?“ Banquo: „Wörtlich und buchstäblich so.“

Alles Folgende treibt den Macbeth zur Ausführung der durch äußere Veranlassungen in ihm erwachten bösen Gedanken, oder Rathschläge, oder, (nach der Sprache gewisser pro-

faischen Menschen, welche doch, wider ihr Wissen, sehr poetisch sprechen,) der Eingebungen des Satans. In der fünften Scene treten Ross und Angus, zwei von dem Könige Duncan an Macbeth abgeschickte Herren des Hofes auf; sie erzählen ihm, mit welchem Entzücken der König die Siegesnachricht aufgenommen hat, daß Duncan dem Macbeth noch nicht mit Handlungen, sondern nur mit Worten dankte, und daß sie ihn nach Hofe begleiten sollen. Ross ruft ihn feyerlich zum Thane von Cawdor aus. Banquo glaubt diese Bottschaft eher als Macbeth. Banquo: „Wie? Kann denn der Teufel die Wahrheit reden?“ Macbeth: „Der Thane von Cawdor lebt noch, warum kleidet ihr mich in erborgten Schmuck?“ Angus erzählt ihm von dem Hochverrathe des Thane von Cawdor, daß dieser selbigen schon eingestanden hat: jetzt glaubt Macbeth: „Glamis und Thane von Cawdor! Das Größeste ist noch zurück! Dank für Eure Bemühung. (Zu Banquo:) Hoffst du jetzt nicht, daß deine Kinder Könige seyn wer-

den, da die, welche mir den Thron von Carodor gaben, ihnen nicht weniger, als dieß, verheißten?“ Schon zeigt Macbeth, er sey nicht mehr mit den ihm geschenehen großen Verheißungen zufrieden, er denkt sich schon die Zeit nach seinem Tode. Auch Banquo hängt fest an den stolzen Aussichten auf seine Kinder. Er bestehet darauf, dem Macbeth sey Wahres verheißet worden, und ahndet die künftigen Verbrechen Macbeths. Banquo: „Ginge das immer weiter, so möchte es dich reißen, den Thron von Carodor zu vergessen, und die Krone selbst zu suchen. Aber es ist doch wunderbar! und oft, um uns zu unserm Verderben zu gewinnen, sagen uns die Werkzeuge der Finsterniß Wahrheiten, bestechen uns mit unschuldigen Kleinigkeiten, um uns zu Verbrechen von den schrecklichsten Folgen zu verführen.“ Schon fängt Macbeth an, thätiger zu werden; er machet sich seinen Zustand deutlicher; das Verderben seiner Seele schreitet fort, er wird sophistisch. „Zwey Wahrheiten sind nun gesagt . . . diese übernas

türliche Aufforderung kann nicht böse seyn; kann nicht gut seyn. Wäre sie böse; warum hatte sie mir dadurch ein Unterpfand des glücklichen Erfolgs gegeben, daß sie mit einer Wahrheit anfängt? Ich bin Thane von Cowdor. Wäre sie gut, warum gebe ich der Versuchung Raum, vor deren schrecklichen Vorstellung sich mein Haar empor sträubt." Er fühlet schon, daß er seine künftige Königswürde nicht vom Schicksal allein, oder vom Zufalle, erwartet; er faßt schon die schrecklichsten Entschlüsse; doch der Gedanke daran, empöret sein Innerstes; und sein böser Wille wird noch gebändiget. „Dieser Gedanke, in dem der Worb nur noch Hirngespinnst ist, erschüttert meine schwache Menschheit dergestalt, daß alle meine Lebenskraft in Ahndung verfinstert, und nichts für mich da ist, als was noch nicht ist." Auf Augenblicke kehret die ehemalige Unthätigkeit zu Verbrechen wieder. „Will das Schicksal, daß ich König sey, nun wohl, so krönt mich vielleicht das Schicksal, ohne mein Zutun." Endlich bemerkt selbst er die Heftige

felt seiner Gemüthsbewegungen; der will den Grund seiner Zerstreuung verbergen: Verstellung und Heuchelei fängt ihr Werk in ihm an: „Vergebt mir: mein betäubtes Gehirn arbeitete vergessene Dinge hervor.“

In dem folgenden Auftritte hat uns der Dichter in den Palaß des Königs versetzt, dessen Söhne, Hofleute und Truhanten um ihn sind; der Monarch erscheinet unter Danken und Trompetenschall, in aller königlichen Herrlichkeit. Seine erste Frage ist, ob Camdor schon hingerichtet sey; Malcolm erzählt, von dessen Hinrichtung gehört zu haben; selbiger hätte aufrichtig seine Schuld eingestanden, und sey, mit Erslehung der Vergebung des Monarchen, und mit hoher Resignation, reuevoll gestorben. „Er starb wie ein Mann, welcher seinen Tod einstudirt hatte, um das Kostbarste, was er besaß, so gleichgültig wegzumerfen, als ob es elende Kleinigkeit wäre.“ Auch dieser Camdor war ein Mann, auf den der König sein ganzes

Vertrauen setzte: der nachfolgende Carodor wird das Zutrauen des Königes noch schrecklicher mißbrauchen; dieser Titel ist nur unglückbringend. Mit der rührendsten Dankbarkeit empfängt der König den Macbeth und Banquo. Sehr bedeutungsvoll legt Duncan dem Banquo ein eben so großes Verdienst wie dem Macbeth bey. „Edler Banquo, du hast dich nicht weniger verdient gemacht, und es soll erkannt werden. Laß mich dich umarmen, und an mein Herz dich halten.“ Die Erklärung des Königes, er bestimme seinen Sohn Malcolm zum Thronfolger, empört den Macbeth; anfangs scheint er durch den Entschluß des Königes, nach Inverness, dem Schlosse Macbeth's, abzugehen, beruhigt zu seyn; da ihn aber der König „Mein würdiger Carodor!“ nennt, so ergreift ihn eine neue Wuth, auch die übrigen ihm gemachten Verheißungen erfüllt zu sehen, da ihm ein Hinderniß, die Königswürde zu erlangen, gemacht wird. „Macbeth: Prinz Cumberland! Das ist eine Stufe, auf der ich fallen, oder die ich überspringen muß; denn sie

liegt mit im Wege. Sterne, verhüllt euer  
 Feuer! Laßt das Licht meine schwarzen und ge-  
 heimen Anschläge nicht sehen! Das Auge sehe  
 die Hand nicht, damit etwas geschehe, was das  
 Auge sich zu sehen scheuet, wenn es geschehen  
 ist! Der gutmüthige König ahndet den Ab-  
 grund nicht, der ihn zu verschlingen bereit ist;  
 er nennt den Macbeth einen wahren Helden,  
 den er nicht satt werden kann zu loben; einen  
 unvergleichlichen Mann.

In der nächsten Scene lernen wir den  
 Macbeth noch näher als einen gewöhnlichen  
 Menschen kennen, welcher weniger durch eigene  
 genialische Gedanken und durch innere Kraft,  
 als durch fremde Eingebungen und äußere Trieb-  
 federn außerordentlich handelt. Sein Herz ist  
 ein Menschenherz, wie wir dasselbe vielleicht in  
 uns allen antreffen; daher ist Shakespeare, der  
 die wirklichen Menschen zur Materie seiner schö-  
 nen Schöpfung macht, der Dichter für alle  
 Menschenwelten, in dessen Werken sich noch in



den entferntesten Jahrhunderten die Menschen erkennen werden. Nur diejenigen, welche die allgemeingültige Humanität und Göttermacht in einem Dichter wie Shakspeare nicht ahnden, mögen ihn schelten, seine Menschen wären ursprünglich gemeine Menschen. Sie werden erst in der Verbindung mit seiner übrigen Welt wahre dichterische Wesen; die Natur macht keine ästhetische Gegenstände; diese gehen nur aus dem freyen Wesen aus. Hier zeigt sich sein Beruf zum Schöpfer, wo aus gewöhnlichen, kleinen Dingen erstaunliche Riesengestalten gebildet werden; wo auf seinen Wink aus Steinen Heldenheere, und aus einer Vogelfeder feurige Rosse und Wagen, um über die Wolken wegzufiegen, entspringen. An sich war Macbeth ein Mensch, wie wir alle Tage sind; er bedurfte einer solchen äußern Triebfeder, seines Weibes, das weit lebhafter als er empfand, heftigere Entschlüsse faßte, und die Ausführung derselben mit größerer Energie begehrte. Lady Macbeth übersah schneller die Vergangenheit und Zukunft,

und bediente sich, mit mehr Gegenwart als der Mann, der Umstände, um zum Zwecke zu gelangen; sie besaß mehr Genie, und erreichte eher ein gewisses Ziel doch war sie unvermögend, auf ein weiter entlegenes zuzugehen; für jenes allein war sie von Natur bestimmt worden, da doch gemeinere, obgleich talentvolle Menschen, durch das Betreten der Bahn des Genies, nicht allein das Ziel desselben erreichen, sondern durch künstlichen Kraftgebrauch noch weiter fortrücken. Sobald Lady Macbeth den Gipfel ihrer Bosheit betreten hatte, so stand sie still, da Macbeth noch immer fortschritt. Nachdem sie Macbeth's Brief mit stürmischer Gemüthsbewegung gelesen hat, so bricht sie aus: „Glamis bist du schon und Cawdor; und sollst noch werden was dir verheißen ist.“ Durch sie werden wir mit Macbeth's Charakter noch vertrauter: „Deine Gemüthsart ist zu voll von der Milch menschlicher Güte, um den nächsten Weg einzuschlagen. Gern möchtest du groß seyn, bist nicht ohne Ehrgeiz, aber ohne die

Bödsartigkeit, die dazu gehört. Was du sehnsüchtig  
 wünschest, das wünschest du noch immer gewiß-  
 senhaft; möchtest gern mit Unrecht gewinnen,  
 und doch nicht falsch spielen.“ Noch hat die  
 Lady keinen bestimmten Entschluß gefaßt, um  
 ihren Gemahl auf den ihm geweissagten Gipfel  
 zu bringen; sie entsetzet sich bey der Nachricht,  
 der König komme in ihr Haus, denn jetzt wird  
 sie sich zu dem Schrecklichsten entschließen.  
 „Der Rabe selbst müßte heiser werden, der  
 mit Duncans ihm tödtliche Ankunst unter mein  
 Dach zufrähen wollte.“ Die Wuth ihrer Seele  
 durchbricht alle Hindernisse; sie will Königin  
 seyn, nicht Erde und Himmel sollen sich ihr  
 widersetzen; sie verschließt sich die Wege zum  
 Guten durch wilde Flüche. „Kommt jetzt, ihr  
 Geister alle, deren Geschäft es ist, Mordgedan-  
 ken einzuhauchen, kommt, und entweibet mich  
 hier! und erfüllt mich vom Wirbel bis zur Zehe  
 durch und durch mit Grausamkeit! Macht mein  
 Blut dick, verstopft die Zugänge des Mitleids,  
 daß keine bittere Vorwürfe der wiederkehrenden

Natur mein gräßliches Vorhaben erschüttern, noch zwischen den Gedanken und seine Vollziehung treten! Kommt an meine weiblichen Brüste, und tauscht meine Milch mit Galle, ihr Diener des Mordes, wo ihr auch immer in unsichtbaren Gestalten - das Unheil der Natur befördert! Komm dicke Nacht! und hülle dich in den schwärzesten Dampf der Hölle, damit mein scharfer Dolch die Wunde nicht sehe, die er macht, noch der Himmel durch den Vorhang der Finsterniß blicke, und Halt! Halt! rufe.“

Ihr Gebet, die Menschheit von ihr zu nehmen, wird nicht ganz erhört; sie bleibt doch noch ein Weib, obgleich sie, mit Heftigkeit auf die Hauptsache dringend, ihren Gemahl empfängt, und für nichts weiter, als für die Ehesucht, Sinn hat. Zu ihrem schlimmen Weiblichen gehört auch die aushorchende Verschmittheit, in der Frage: „Wenn geht Duncan von hier ab?“

Noch hat Macbeth keinen entschiedenen Mordanschlag wider seinen König gefaßt; er antwortet noch unbefangen: „Morgen, denkt er.“



Hier bricht das heftige Weib fast zu vorlaut aus: „O nimmer soll die Sonne diesen Morgen sehn!“ Die weibliche Besonnenheit kehret sogleich wieder; Macbeth muß erst zu seiner Mordrolle gebildet werden; er muß, um seinen Verwandten, Gastfreund, Wohlthäter und König zu erwürgen, ein vollkommener Heuchler seyn. Aus Falschen werden Mordmörder. Lady: „Dein Gesicht, mein Thane, ist wie ein Buch, worin man gefährliche Dinge lesen kann. Um die Zeit zu täuschen, sieh aus, wie die jetzige Zeit aussieht; trage freundliche Bewillkommung in deinen Augen, auf deiner Zunge, in deiner Hand; sieh aus, wie die unschuldige Blume, aber sey die Schlange unter ihr.“ Die Lady wählet sich noch so sehr ihrem Gemahle an Bosheit überlegen, daß sie die Leistung des höllischen Geschäftes für die künftige Nacht ihm abnimmt.

Schon ist die Nacht eingebrochen; Duncan tritt in Macbeth's Schloß ein, in die schauerliche

liche Wiederhöfle. Mit Pompe tritt der König auf, begleitet von seinen Söhnen, von Banquo und dem Großen seines Reiches, unter welchen Macduff hervorsticht; Erheben erschallen, und Fackeln beleuchten die Scene. Lieblich ist die ganze Natur; mit rührender Freundschaft ladet das Schloß ein, dieses (lügenhafte) Bild der Gastfreundschaft und Sicherheit. Banquo: „Dieser Gast des Sommers, die in Ecken hausende Mauer- und Hausschwabe, beweiset durch ihre Liebe zu diesem Aufenthalte, daß der Himmel hier Wohlgeruch athmet. Ich sehe keine hervorstechende Felsen, keine Verzahnung, keine bequeme Winkel hier, wo dieser Vogel nicht sein hangendes Bett, die Wiege für seine Jungen gemacht hätte; und ich habe bemerkt, daß an den Orten, wo sie sich am liebsten aufhalten, die Luft allemal vorzüglich fein ist.“ Schauerlich ist für uns die Aussicht auf die hier bereiteten Gränethaten. So lächelt die ganze Natur, so schweigt Meer und Luft, vor dem Ausbruche des Orkans, oder des Erdbebens. Dem guten



Könige heuchelt die Natur; ihm heuchelt der Anblick seiner gewählten Herberge, in der die blutdürstigste Tücke wohnet. Zuerst erscheinet die Lady: als ob ein Weib immer die Anführerin des Bösen seyn müßte. Dieses sollte mancher auch daher denken, weil Hoven das erste Saatkorn des Bösen ausstreuen mußten. Die Lady empfängt mit der tiefverstecktesten Heuchelei den König; nicht der leichteste Argwohn konnte in seiner Seele aufsteigen. Solcher rücksichten Freundlichkeit möchte nur ein Weib fähig seyn; Macbeth vermochte, Hinblickend auf seine abscheulichen Vorsätze, sich nicht zu verstellen; der Dichter wagte es nicht, ihn schon mit Duncan zusammen zu bringen. Macbeth war freylich schon in sehr hohem Grade böse; er war aber noch ungeübt, noch nicht teuflisch falsch. Bevor er dieses noch nicht geworden ist, kann er kein Königsmörder, kein Mörder des offensten, zutrauensvollsten, redlichsten Mannes seyn. Macbeth unterliegt seinen äußern und innern Versuchungen noch nicht ganz; die Ueberbleibsel sei-

nes guten Besens kämpfen in ihm; er sieht mit Ueberlegenheit in die Vergangenheit und Zukunft; seine Begierden haben ihm noch nicht all' Folgen seiner That verdunkelt; er muß erst halbrasend werden, ehe er der größte Verbrecher wird. Der Dichter vermehret unser Interesse für Duncan, den selbst sein künftiger Mörder preiset, als einen gerechten und gütigen Fürsten, durch dessen Handlungen auch nicht die kleinste Veranlassung, ihn zu ermorden, gegeben wird.

Macbeth: „Dieser Duncan hat so milde regieret, hat sein großes Amt so untadelhaft verwaltet, daß seine Tugenden gleich Engeln, mit Posaunenstößen wider die tiefe Verdammniß seiner Begräffung sprechen werden; und Mitleid, gleich einem nackten, neugebornen Kinde, auf dem Sturm herabfahrend, oder mit des Himmels Cherubim, auf den unschabaren Rossen der Luft herbey eilend, die schreckliche That in jedes Auge blasen wird, bis Thränen den Wind erflühen. Ich habe keinen Spon, der den Lauf meines Vorhabens triebe, als bloß den Ehrgeiz,

der sich selbst überspringt, und auf der andern Seite fällt. Schon schwanket Macbeth, er war wie jeder gewöhnliche Mensch, durch sich zu ohnmächtig, seinen Vorfaß auszuführen; er mußte durch äußere Kräfte bestimmt werden. Macbeth focht in der Schlacht wie ein Held, er war ein Mann; er fiel weder durch sich, noch durch die Versuchungen der Hölle; er fiel aber durch sein Weib. Macbeth: „Wir wollen nicht weiter in dieser Sache gehen.“ Lady: „War denn die Hoffnung trunken, die dich vorhin so entschlossen machte? Hat sie etwa seitdem geschlafen? Wie? fürchtest du dich, in That und Rath oben Bes zu seyn, der du in deinen Wahn sehen bist? Wähest du gern das haben, was du für das größte Glück des Lebens ansehest, und doch dich selbst für einen Feigherzigen ansehen müssen? . . . und machst du es, wie die Lüge im Sprüchworte?“ Die Lady dringt auf alle schwache Seiten Macbeths ein; sie benimmt ihm jede Ausflucht; selbst den Spott wendet sie gegen ihn an, kann ihn aber noch nicht überwinden.

tigen. Macbeth: „Ich bitte dich, halt ein. Das wag ich alles, was dem Manne ziemt; wer mehr wagt, der ist feiner.“ Auch diese Schußwehr, den Gedanken an seine Heldenthaten, zerstört ihm die Wüthende; er soll erst seinen Vorsatz ausführen, dann wird sie ihn für einen Mann halten. Lady: „War denn das etwa ein Unmensch, der dich antrieb, mir dieses Vorhaben zu eröffnen? Als du es wagtest, es zu thun, da warst du ein Mann; und wärst du noch mehr, als was du warst, so würdest du um so viel mehr Mann seyn . . . Ich habe Kinder gesäugt, und weiß, wie zärtlich die Liebe zu dem Säugling ist, der meine Milch trinkt, aber ich würde, indem er mich eben lieblosend angelächelt, meine Warze aus seinem zahnlosen Munde gezogen, und ihm das Hirn ausgeschlagen haben, wenn ich es so geschworen hätte, wie du es geschworen hast.“ Macbeth war zu einem menschlich fühlenden Wesen geboren; da alle Grundsätze, alles Erworbenne, alles weniger tief in seiner Natur Angelegte, ihn ver-

ließen, so blieb ihm doch die letzte Grundlage seines Wesens, der Trieb der Selbsterhaltung, übrig; auch dieser mußte in ihm zurückgewiesen werden. Macbeth: „Wenn es mißlingen sollte.“ Lady: „Mißlingen? Hefte nur dem deinem Muth aufs Ziel, so werden wir es nicht verfehlen. Wenn Duncan schläft. . . so will ich seinen beyden Kammerherren mit Wein zusetzen. . . Wenn nun ihre ertränkten Kräfte in viehischem Schlafe, wie im Tode, begraben liegen, was können denn nicht du und ich mit dem unbewachten Duncan vornehmen? was können wir nicht alles auf seine trunkenen Leuten bringen, welche die Schuld unsers großen Mords des tragen mögen.“ Jetzt fängt Macbeth an ganz zu unterliegen; auch die allgemeine Aeußerung der gesammten thierischen Natur, die Furcht vor der nicht gelungenen That ist verschwunden; er ist als ein boshaft denkendes Wesen vollendet; er geht schon weiter als die Lady: Macbeth: „Wird man nicht glauben, wenn Gott diese beyden schlafenden Kammerer mit Blut bestreicht,

und ihre eigenen Dolche gebraucht haben, daß sie die Thäter sind?“ Was fehlt ihm wohl noch zum Bösewichte; er gestehet es selbst, daß er ein Heuchler seyn will. Macbeth: „Ich bin entschlossen; schon spann' ich alle meine Sehnen zu dieser furchtbaren That. Komm, laß uns unser Vorhaben unter die schönste Larve verbergen! Ein falsches Gesicht muß das verhehlen, was das falsche Herz weiß.“

Bis hierher haben wir den auf seinen Sonnenhöhen wandelnden Dichter-Genius mit unsern Blicken begleitet; er wird noch höher wandeln. Immer sehen wir den Helden des Drama's; die ganze sichtbare Welt vereinigte sich in ihm; nichts war von ihr umsonst da, um ihn zu seinem erschrecklichen Ziele zu bringen; alles war natürlich. Da wir tief in das Heiligthum der Begebenheiten schauten, wir die thätigen Kräfte, wodurch Macbeth so verdorben wurde, wahrnehmen; so schien unserm, bloß an die Oberfläche der Dinge gewöhnten, Auge ein

Werk der Zauberey vor uns zu stehen. Was der kalte Geschichtschreiber nackt, dunkel, ungewiß und kalt vortragen würde, das bekleidet der Dichter mit schönen Gestalten, mit Lichte, Wahrheit und machtvollem Leben; die geheimsten Gedanken des Herzens werden, unter dem schaffenden Zep-  
 ter, Dämonen. Wir haben den Streit des Gottes der Finsterniß und des Lichtes gesehen; lange blieb der Sieg unentschieden, bis der Geist der Lüge, der scheußlichste und älteste aller bösen Dämonen, sich auf die Seite Arimans schlug, und den sträubenden Macbeth bezwang.

Im Anfange des zweyten Aufzuges ist das Geräusch des Festes in Macbeth's Schlosse verstummet; das rege Gewähl-erstarb; die Wü-  
 den sind entschlafen; sie schleuderte keine tobende Leidenschaft aus den Armen des Schlummers; nur drey Sklaven der Ehrsucht müssen wachen; die Angst des Herzens, und die Aussicht in die finstre Zukunft, geißeln von ihnen die Erquickungen der Natur hinweg; sänden sie noch Schlaf,

so würde das Laster in ihnen ohnmächtiger wer-  
 den. Das ganze Schloß ist schon dunkel; kaum  
 schimmert noch ein Licht. Banquo tritt herein,  
 und sein Sohn, (dem die Zauberinnen einen  
 Thron verheißen haben,) trägt ihm eine Fackel vor.  
 Banquo: „Wie weit ist es schon in der  
 Nacht?“ Fleance: „Der Mond ist unter;  
 ich habe die Glocke nicht gehört.“ Banq. Er  
 geht um zwölf Uhr unter.“ Fl. „Ich denke,  
 es ist später, lieber Vater.“ Wenn wir schon  
 mit der Geschichte dieser Schreckensnacht be-  
 kannt sind, so hören wir hier lauter unglück-  
 verkündigende Worte, als ob Banquo uns  
 fragte, wie nahe wir der Ermordung sind;  
 Fleance antwortet, voll Unschuld, dem Vater,  
 wie dem römischen Seher der vorbeihliegende  
 Vogel, der zu dem Gange der Weltbegebenhei-  
 ten nichts mit Bewußtseyn beitragen konnte.  
 Banquo kennet den Lauf der Zeit besser, nach  
 welchem er fragte; doch ahndet er kaum, welche  
 Zeit schon vollendet sey. Die Zeit der bürger-  
 lichen Gerechtigkeit, der edeln Verläugnung, der



Lieblichkeit, der Milde des Herzens, des Gehorsams gegen die Natur, ist vergangen; alles ist unwiederbringlich verloren. Banquo fühlet nicht die Nähe einer Gefahr; er meint allein zu waschen. Er saget zu seinem Sohne: „Hier nimmt meinen Degen . . . ihre Uchener sind schon alle aus. Nimm das auch hin.“ Aber, warum trat Banquo hier auf? Fast sollten wir auch ihn eines schwarzen Vorsatzes wegen in Verdacht haben; gewiß waren in dem mit dem Schwerte Bewaffneten böse Gedanken aufgestiegen, gegen die er kämpfet. Seine Worte beruhigen uns wenig: „Eine schwere Schläfrigkeit liegt wie Blei auf mir; und doch möchte ich nicht gern schlafen. Ihr wohlthätigen Mächte, entfernt die bösen Gedanken von mir, welchen die Natur im Schlafe so leicht Raum gibt.“ Er ist schüchtern; als ob er auf dem Wege zu einer Frevelthat ertrapyt zu werden fürchtete; er ruft, da Macbeth auftritt: „Gib mir mein Schwert! Wer ist da?“ Banquo wundert sich, daß Macbeth noch nicht zur Ruhe gegangen ist; es ger

schleht wieder ein Angriff auf Macbeths Herz; auch jetzt ist er noch nicht ganz seinem bösen Genius überlassen; der gute Genius macht den letzten Versuch, den Sinkenden zu retten. Banq.  
 „Wie? Macbeth noch nicht zur Ruhe? Der König ist schon zu Bette. Er war diesen Abend außerordentlich fröhlich, und hat deinen Hausbedienten große Geschenke gemacht. Diesen Diamant sendet er deiner Gemahlinn, seiner so gesälligen Wittim. Er ging ausnehmend vergnügt in sein Schlafgemach.“ Macbeth zeigt sich jetzt schon als einen unerschütterlichen Heuchler: „Weil wir nicht darauf vorbereitet waren, so mußte sich unser guter Will dem Dienste des Mangels unterwerfen, da er sonst freye Hand gehabt hätte, geschäftig zu seyn.“ Banq. „Vorige Nacht träumte mir von den drey Zauberschwestern. Du haben sie doch etwas Wahres gesagt.“ Macb. „Ich denke nicht mehr an sie.“ Banqua entfernt sich.

Macbeth schien ruhig zu seyn, aber sein Inneres war empört, bis zur Werrückung. Mac:

beth spricht zum Bedienten: Geh, sage deiner Gebieterin, wenn mein Dank fertig ist, soll sie die Glocke ziehen.“ Bald werden wir die Lou desglocke hören; bald ist die That gethan. Shakspeare rechtfertiget hier die Natur des Menschen, des vernünftigen Wesens, das nur durch Verblendung, oder gar nur durch Abwesenheit seiner Vernunft, dahin kommen kann, Handlungen eines hungrigen, blutgierigen Raubthieres zu begehen. Nach andern Vorbereitungen hatte Macbeth jetzt eben so gut eine Heldenthat begehen können; er war durchaus nicht von der Natur, allein zum Mordmörder seines gerechten und lebenswürdigen Monarchen, bestimmt worden; er war nicht böshaft geboren; sein Herz hatte sich auch nicht durch Gewohnheit im Bösen handeln verhärtet. Nur die Uebung macht es möglich, daß jemand bey völligem Verstande, mit Kälte, sich zu einer Mordehat aufschickt; der gewöhnliche Mensch muß hierzu in eine Art von Raserey versetzt werden. Wenn er die ganze Abscheulichkeit seines Verbrechens, bis auf die ab-

schreckenden, unhinwetzlichen Folgen, welche  
 der ruhig Verständige schon wie gegenwärtig er-  
 blickt, zu überdenken vermag, so wird sich sein  
 Arm wohl unwillkürlich lähmen. Macbeth:  
 „Ist das ein Dolch, was ich da vor mir sehe,  
 den Griff gegen meine Hand gefehrt? Komm,  
 laß mich dich fassen! Ich habe dich nicht, und  
 sehe dich doch immer!“ Doch Macbeth soll  
 auch als ein freyes Wesen handeln; er kommt  
 wieder zur Besinnung, daß ihn ein bloßes Ge-  
 sicht täuscht. „Bist du nur ein Dolch der Vor-  
 stellung, ein täuschendes Geschöpf des fieberhaft  
 erhiteten Gehirns? . . . Du zeigst mir den Weg,  
 den ich eben gehen wollte . . . Immer noch  
 seh' ich dich; und auf deiner Klinge und deinem  
 Handgriffe Blutstropfen, die vorher noch nicht  
 da waren. Es ist nichts Wirkliches; es ist der  
 blutige Vorsatz meiner Seele, der so meine Au-  
 gen täuscht.“ Er kommt zur Betrachtung sei-  
 nes schauerlichen Ganges; die Erde scheint ihm  
 seine Tritte zu hören. „Sehe Schein auf der  
 klaren Hälfte der Welt die Natur erkörben zu

seyn . . . Der gräßliche Mord, von seinem heulenden Wächter, dem Wolf aufgeweckt, geht mit diebstahlichen, großen Schritten, . . . gleich einem Gespenste, seinem Ziel entgegen. Du schre und feste Erde, höre meine Tritte nicht, wohin sie gehen, damit nicht selbst deine Steine mein Vorhaben ausplaudern . . .“ Er hört die Glocke: „Ich gehe, und es ist gerhan; die Glocke fordert mich auf. Höre sie nicht, Duncan; denn es ist eine Sterbeglocke, die dich zum Himmel oder zur Hölle ruft.“ Er eilet zum Morde; furchterlich ist die Geißel des Todes umher. Die Lady allein tritt auf; sie hatte ihrem Gatten alles vorbereitet. Die Eule schreyt; jetzt durchfuhr Macbeth's Dolch das Herz seines Königs.

Macbeth kommt zurück; er erwacht wie aus einem schrecklichen Traume; Angst und Entsetzen ergreifen ihn. Wir hören ihn schon drinnen rufen: „Wer ist da? he? Die Lady blicket kälter; sie besorgte nur, die That sey nicht gesche-

den: „O weh! ich fürchte, sie sind aufgewacht,  
 und es ist nicht geschehen! Der Versuch, nicht  
 die That, wird uns zu Grunde richten. Horch!  
 Ich legte ihre Dolche ihm zur Hand; er mußte  
 sie finden. Hätt' er nicht, wie er da schlief, meis-  
 nem Vater gleich gesehen, ich hätt' es selbst ge-  
 than.“ Welche Leser von Gefühl, und mit  
 Kenntniß des menschlichen Herzens, entzückt  
 nicht dieser tiefe, menschliche Zug! Die Lady  
 war bis an den Rand des schwärzesten Verbre-  
 chens gekommen; Vernunft und Natur hatten  
 sie fast ganz verlassen; doch erhob sich noch das  
 kostbarste Menschengefühl in ihr, die erste gesellige  
 Empfindung ihrer Kindheit, das erste Erwachen  
 zur Menschheit, die Vaterliebe. Da alle Kul-  
 tur oder Kunst erstarb, so riß die Natur mit ge-  
 waltigem Arme, die in den Abgrund Sinkende  
 zurück, damit sie doch wenigstens ein Weib  
 bleibe, kein Teufel würde. Ein Weib mache  
 Mordpläne, führe aber selbige nicht selbst aus,  
 sondern durch Männer. Wer hätte ferner den  
 Anblick eines solchen weiblichen Ungeheuers er-



tragen können; nur bis zum Wollen des Königsmordes konnte sie kommen, nicht aber weiter; nur bis zum Hinlegen der Dolche durfte der böse Genius sie führen. Jetzt hat sie das Maas ihrer Verbrechen erfüllt; nur gewöhnliche Heuchelei wendet sie zum Verbergen derselben an; foun können wir argwöhnen, sie werde noch künftig ihren Gemahl zu Mordthaten entflammen; dieser ist schon vor ihr voraus, seine Hand hat den Mord vollendet, er gehet unaufhaltsam auf seiner blutigen Bahn fort; weit hinter ihm bleibt die ehemalige Führerin. . . . . Bey dem Folgenden dieser Scene möchte wohl jede Erklärung vor der Herrlichkeit des Dichters verstummen. Welcher Gewaltige hat je ein solches Gemälde des Menschenherzens der erstaunten Kritik hingestellt! Macbeth ist in einem Zustande einer träumerischen Erinnerung seines wirklichen Lebens; die Gewissensangst reißt ihn bis zu einer Berrückung fort. . . . . Wär es genug, hier den Dichter zu loben! Nicht bloße Verehrung des unerreichten Genius, fast dürfte man sagen *Ch. fur. G.*  
 hat

hat die für poetisches Leben organisirten Herzen ergriffen. Höher hat die Inspiration, (wenn der Gebrauch dieses Wortes den Profanen vergönnet würde,) kaum einen andern Dichter erhoben. Der begeisterte Bürger sagt von diesem Schauspiele, es ließe sich fast unbedingt behaupten, „daß es voll solcher Schönheiten sey, die alles übertreffen, was der menschliche Geist in dieser Art je hervorgebracht hat, je hervorbringen wird . . . es kriecht mein Genius, auch in seinen glücklichsten, licht- und kraftvollsten, göttlichsten Weisestunden, so tief unter der Hoheit und Großmacht jener Scenen, vor und nach der That, im zweyten Aufzuge, als mein Leib unter der Sonne unsers Weltsystems.“ Bürger gedenkt der Stunden, da er sich mit einem Akt andächtiges Entzückens des größten Dichtergenius freute, der je gewesen ist, und seyn wird.

„Da ist Macbeth: Ich habe die That gethan! Hörtest du kein Geräusch?“ Welch ein

Ausdruck des bösen Gewissens, das selbst in der Kälte beschaffen und besonnen; Lady sich zu regen anfängt! Lady: „Ich hörte die Gule schreyen, und die Heilmchen zitzen. Sagtest du was?“ Macbeth: „Wenn?“ Lady: „Eben jetzt.“ Macb.: „Als ich herunter kam?“ Lad.: „Ja.“ Macb.: „Horch! Wer liegt im zweyten Zimmer? . . .“ Mit einer, jedes moralische Gefühl in sich mordenden, Kälte sagt sie zu Macbeth, der seine blutigen Hände abwischt, und selbige etnon traurigen Anblick nennet: „Ein alberner Gedanke, das einen traurigen Anblick zu nennen!“ Doch auch ihr Gemüth ist wild: empört, so sehr sie sich selbst beherrschet; auch sie stand auf dem Punkte ihre Besinnung zu verlieren, da sie ihrem Gemahle, dem Scheine nach, sehr gelassen antwortet. Macb.: „Der eine lachte im Schlafes und der Andere schrie: Mord! so, daß einer den Andern aufweckte. Ich stand und hörte ihnen zu; aber sie verrichteten ihr Gebet und schliefen wider eig.“ Lad.: „Es sind dort zwey in einem Zimmer.“ Macb.: „Der Eine

rief: *Götte helf uns!* und *Amen* der *Anders*; als ob sie mich mit diesen *Henkershänden* gesehen hätten, auf ihre *Furcht* horchend. Ich konnte nicht *Amen* sagen, als sie sagten: *Gott helf uns!* *Lad.* „*Grüble nicht so darüber!*“ *Macb.* „*Aber warum konnte ich nicht Amen sagen? Ich bedurfte doch der Hilfe Gottes am meisten; aber das Amen flocht mir in der Kehle!*“ *Lad.* „*Man muß über dergleichen Dinge nicht so lange nachsinnen; das würd' uns rasend machen.*“ Bald sammelt sie sich wieder, denn wirklich war ihre Seele nicht so tief todt *Macbeth's* Seele verwundet; die *Lady* hatte zwar den *Mord* gewollt, doch *Macbeth* hatte ihn ausgeführt. Wie wenig versteht man die Kunst sich in *Macbeth's* Lage hinein zu denken, wenn man seine Rede über den *Schlaf* für unnatürlich erklärt. War *Macbeth* nicht in einer halbem *Geistesabwesenheit*? Jedes in ihm aufsteigende Bild, bey seiner gräßlichen That, reißt ihn mit sich fort. *Macb.* „*Mich dünkt, ich hörte eine Stimme rufen: Schlafe nicht länger!*“ *Macbeth*

ermordet den Schlaf; den unschuldigen Schlaf! etc.  
 Schon theilt die Lady, weniger die Angst ihres  
 Gemahls. La b. „Was soll das Alles?“ Mac b.  
 „Es rief noch immer im ganzen Hause; Schlaf  
 nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet!  
 und dafür wird Eardor nicht mehr schlafen;  
 Macbeth wird nicht mehr schlafen.“ Jetzt wird  
 die Lady wieder ganz Meistkinn ihrer Gefühle:  
 „Wer war's denn, der so rief? O! mein würdiger  
 Thane, du entnerst deine edle Stärke,  
 wenn du mit so krankem Gehirne über alles grü-  
 belst etc.“ Sie macht die zum Zwecke dienenden  
 Anstalten, sie selbst trägt die fremden Dolche, die  
 Macbeth herausgebracht hat, aber nicht Muth  
 hat, zurück zu tragen, in das Zimmer des Er-  
 mordeten; sie ist wieder ganz das eiserne Weib:  
 „Schwache Seele! Gib mir die Dolche. Schlaf-  
 fende und Tödtte sind bloße Gemählde; nur das  
 Auge der Kindheit fürchtet sich vor einem gemähl-  
 ten Teufel. Blutet er, so will ich die Gesichte  
 der Kämmerer damit bestreichen: denn sie müssen  
 für die Thäter angesehen werden.“ Das drins-

nen gehörte Klopfen, gleich der Stimme der nas  
 hernden Rache, erschüttert in der schauerlichen  
 Stille der Nacht den Macbeth, mit neuem Ent-  
 setzen. Macb. „Woher dieses Klopfen? Wie  
 ist es mit mir, daß jedes Geräusch mir Schrek-  
 ken einjagt? Was sind das für Hände? Ha!  
 sie reißen mir die Augen aus! Kann des großen  
 Neptuns ganzer Ocean, des Blut von meiner  
 Hand wegwaschen? Nein! . . .“ Wie gelaß-  
 sen erscheint die zurückkommende Lady: „Meine  
 Hände haben die Farbe der deinigen; aber ich  
 schäme mich, daß mein Herz so weiß ist. Ich  
 höre ein Pochen an die Thüre nach Süden. Ja,  
 von Süden her kommt künftig der Rächer; die  
 strafende Natur ist aufgestanden, nie wird sie  
 mehr mit ihren Peinigungen rasten. Macbeth!  
 der Rächer Macduff klopft schon an die Pforte;  
 er ist der Erste, der dir, dem Mörder, erscheint;  
 er wird einst das Blut deines Königs und Vol-  
 kes von dir fordern; Macduff ist das letzte Mens-  
 chenantliß, das du sehen wirst.

Nicht in allen Ausgaben Shakspeare's finden wir die sehr niedrig komische Scene, das höchst sonderbare Intermezzo, die Unterredung Macduffs mit dem Pförtner, einem ausgemachten Poffenreißer. Es ist nicht mein Beruf, zu untersuchen, wie der große Dichter einer solchen Verwilderung fähig gewesen sey, und ob er diesen Auftritt, wenn derselbe wirklich sein Werk ist, nicht hat vertilgt wissen wollen. Nähmen wir an, diese Scene sey gewiß von Shakspeare, so möchte auch sie eine Folge des Glaubens seyn, der Dichter müsse die Natur nachahmen. Wer läugnet es, daß zwischen den schrecklichsten und erschütterndsten Begebenheiten, sich Poffen eindrängen, und daß in dem Augenblicke, da der Jammer die bittersten Thränen auspreßt, oft Gelegenheit zum wildesten Gelächter gegeben wird! Die ganze Welt ist voll Materie zum Spasse, wo der Schalksnarr sich in seinem ganzen Muthwillen zeigen kann. In der Welt herrsche dieses widersprechende Gewühl, da kämpfe das Pathos mit dem Burlesken, bis für den

Dieß des herrlichen Abgiltigs der Natur und  
 Kunst, alle Gegenstände neutral geworden sind,  
 nichts zum Weinen, nichts zum Lachen, mehr  
 für ihn übrig bleibt: aber das Kunstwerk ist eine  
 ibrallische Welt, in der jede Wirkung von dem  
 Dichter berechnet worden ist, wo dem Zufalle,  
 ob wir weinen, oder lachen, ob wir ernsthaft  
 oder muthwillig seyn sollen, durchaus keine Herr-  
 schaft eingeräumt wird. Eine komische Unter-  
 brechung tragischer Handlungen mag in der Na-  
 tur täglich vorkommen, und ist doch im Schau-  
 spiele nicht zu dulden, wenn durch diese Einmis-  
 chung die Einheit des Ganzen, der Zweck des  
 Wertes, unauflöslig gemacht wird. Kein Werk  
 vermag, wenn es ja noch der Denkspiele großer  
 Muster bedürfte, uns mehr als Macbeth zu über-  
 zeugen, das Wesen der Kunst bestehe nicht in  
 der Nachahmung der Natur: man gedenke nur  
 der Sprechenden, und aller des hochblutigen  
 Abgebenhaltens, die nach folgen werden; hierzu  
 hat die Natur nur die Elemente, nur die Buch-  
 staben zu einer schönen Rede, gegeben. Dieser

possehafte Auftritt; ist daher mit Rechte schon von einigen Herausgebern des Shakespeare's herausgelassen worden; und es hätte auch wohl Shakespeare selbst, nachdem er sich hierüber reiflicher zu besinnen angefangen, da er hier seine privatgütliche Gemüthsentpöhlung bereiten durfte, selbst blos ausgestrichen.

Macbeth ist schon in vollkommener Fassung in der jeder Verbrecher (sowohl) wenn er die Früchte seiner Frevelthat in Sicherheit genießen soll. Macduff: „Ist der König schon bey der Hand, edler Thana?“ Macbeth: „Noch nicht.“ Macduff: „Er befohl mir, ich sollte ihn frühzeitig wecken; ich habe die Stunde hernähe schon verfehlt.“ Macbeth: „Ich will Euch zu ihm führen.“ Da Macbeth von den Schritten der vergangenen Nacht spricht, antwortet Macbeth, „Überdies weiß ich, was werden in dem nächsten Augenblicke alle im wildesten Aufbruch über dem Tode des Königs sein, ganz gelassen: „Es war eine ungestörte Nacht.“ Macduff kommt voll Kennt-

schert aus dem Bannor des Königs: jüdet; er  
 hat die Sprache, wie es einem schwächern Manne  
 wohl widerfahren wäre, nicht verlohren: „O!  
 Grausen! Grausen! Grausen! keine Zunge, kein  
 Herz kann dich fassen noch aussprechen!“ Macbeth  
 fragt eben so ruhig wie Lenox: Was gibt's  
 denn? Macduff redet in Figuren: „Der Frevler  
 hat sein Meisterwerk gemacht; der Kirchenraub er-  
 sische Mord hat des Herrn geweihten Tempel er-  
 brochen, und das Leben aus dem Gebäude heraus-  
 geschoben . . . erschrick vor dem Anblicke einer neuen  
 Ebrgome . . . Wacht auf! . . . Schüttelt diesen  
 flammenwelchen Schlaf von euch, des Todes Bild,  
 und seht den Tod selbst! Malcolm! Banquo!  
 wie aus euren Gräbern steht auf, und schreitet  
 vor. Geister daher, die entsetzliche Scene anzuse-  
 henen.“ Ist diese Sprache wohl schlüssig?  
 Im heftigsten Affekte in solchen Bildern zu re-  
 den? Scheint es nicht, hier spräche kein Mac-  
 duff, sondern ein kalter Dichter? Fast wäre es  
 parthenisch, keine Stelle in diesem Worte Cha-  
 racters mißbilligen zu lassen, als ob selbiges

ein für Augen geklingtes Gold sein müßte.  
 Sollte wohl Schakspere seinen Macduff unna-  
 türlich reden lassen? Dieser redete eine ehemals  
 gewöhnliche Hofsprache; er selbst war ganz an  
 diese Sprache gewöhnt; da er keiner Anstren-  
 gung bedurfte, sich ihr zu bedienen, so war  
 sie ihm völlig natürlich geworden, daß selbst  
 der heftigste Affekt ihn zu keinem andern Aus-  
 drucke zwingen konnte. Dazu war Macduff  
 ein Held, der auch im Sturme der Gefühle seine  
 innere Ruhe behauptete, und fähig blieb, seine  
 tägliche Sprache zu reden. Die Sturmglocke  
 wird geschlagen. Die Lady, da man zu ihr vom  
 Mord des Königs spricht, scheint natürliches  
 als ihr Gemahl, die Erschrockene zu spielen; sie  
 fragt: Was? in unserm Hause? Warbeth kommt  
 aus dem Zimmer des Königs zurück, wo er in  
 erheuschelter Wuth die beyden Kämmerlinge des  
 Königs erstochen hat; er spricht im Anfange voll-  
 kommen falsch, und doch so wahr: Er wäre ich  
 nur eine Stunde vor diesem Unfälle gestorben,  
 so hätte ich glücklich gelebt! Denn von diesem

Augenblicke an sich nichts Schätzbares mehr in der Sterblichkeit; alles ist Kinderhand; Ehre und Jugend sind todt; der Wein des Lebens ist abgezogen, und dieses Gewölbe kann nur noch mit den bloßen Hefen prahlen.“ Diese letzten Ausdrücke sind hier durchaus nicht zu vertheidigen; und wollte man auch das Urtheil über den in Bildern redenden Macduff gelten lassen: Macbeths Metapher ist höchstens nur einem schmutzigen Säuser nicht ekelhaft, und wird an diesem Orte ganz unschicklich. Mit edler Besonnenheit fragt Malcolm, da er von der Ermordung seines Vaters hört, die ihm von Macbeth mit Umschweifen, von Macduff gerade heraus angekündigt wird: „Von wem?“ Macbeth heuchelt Reue, daß er in der ersten Wuth die Kämmerlinge ermordet hat; Macduff fragt ihn bedeutend: „Worum thätst du das?“ Ihn allein, den Mörder, mußte Shakespears diese Frage thun lassen. Auch hied schon sehen wir die Wahrheit des Spruches: Blut will Blut haben; Macbeth beschreitet die Blutbahn, wie alle künftliche Mör-

der der Geschichte; jeder Mord fordert zwey, drey, unendlich viele Morde; die Gelegenheit und Lust zu würgen wächst in großen Progressionen. Die Lady spielt eine stumme Rolle; sie scheint in Ohnmacht zu fallen; doch niemand achtet viel auf sie. Die Söhne Duncans allein errathen den Mörder, sie bleiben kalt und vorsichtig; sie wissen, daß sie in einer blutbesteckten Höhle sind; wo sie den Herrn derselben vor sich sehen; sie entfernen sich, ohne Abschied zu nehmen, aus diesem Schlosse, geben dem Macbeth Gelegenheit sie verdächtig zu machen, und bahnen ihm dadurch den Weg zum Throne.

Außer dem Schlosse hatte die Natur mit der wildesten Empörung der Elemente, und mit beispiellosen Handlungen des Thiere, die höllischen Handlungen der Menschen gefeyert. Noch zur Zeit des Tages herrschet dicke Finsterniß. Selbst der edle Macduff vermuthet noch nicht den Thäter: „Macbeth ist schon zum Könige ernannt, und zur Krönung nach Scone abgegangen.“

Wer in diesem Aufzuge die glänzendste Dich-  
 tergröße erblicket hatte; wer von selbiger in sei-  
 nem Innersten erschüttert wurde, und die ver-  
 edelsten Gefühle auf immer bewahrt und liebt,  
 der könnte die folgenden Auftritte vielleicht matt  
 finden, wenn ihn nicht sein Interesse wider Mac-  
 beth fest hielte; und andre überraschende Schöns-  
 heiten ihn bezauberten. Man spricht so viel von  
 poetischer Gerechtigkeit: sie ist in der menschli-  
 chen Natur, in der Rechtsbegierde, nur nicht in  
 der Rachbegierde, gegründet; sie gehört zu dem  
 Ueberredungsmitteln, wodurch wir uns das Bö-  
 se handeln, dessen Folge unausbleibliches Verder-  
 ben ist, verleiden. Sähen wir den Macbeth  
 ferner nicht mehr, so könnten wir wohl meynen,  
 er sey sogar glücklich geworden, wenigstens wür-  
 den wir seine Bestrafung nur vermuthen dürfen;  
 es bleibe ein Stachel in unsern Herzen zurück,  
 ein Scham, eine Unlust, ein unwilliges Zurück-  
 sehen auf das Geschehene. Wir fordern ein Gan-  
 zes, eine Entscheidung; Macbeth muß uns nicht  
 an den allmächtigen, begünstigten Mördern hinab-

sinken; wir müssen noch die Folgen seiner Frevelthat sehen; er muß sich noch mehr vor unsern Augen entwickeln; die Natur muß den so sehr verwirrten Knoten lösen. ... Schiene es uns auch, der Dichter vermöge in den folgenden Scenen uns nicht mehr so gewaltig fortzuweißen, so schwebet er doch noch immer wie ein Seraph über uns, trägt uns in bezauberte Welten hinauf, wo sie vor ihm kein Dichter herrlicher erschaffen hat. In diesem zweiten Austritte empfangen wir den Beweis, was die bloße Menschendarstellung über den Menschen vermag; der Dichter deckt uns Menschenherzen auf, und beherrscht unser Herz mit unwiderstehlicher Gewalt.

Im dritten Aufzuge erscheint Macbeth als König; was ihm verheissen worden, ist in Erfüllung gegangen; aber er ist hiermit noch nicht zufrieden, er will mehr haben, als ihm das Schicksal zugesagt hat; er will selbstern gebieten, sich zu widersprechen. Er gehört zu den fürchterlichsten Tyrannen, welche noch über das

Leben hinaus herrschen wollen. Meisterhaft ist seine Verstellung gewesen; selbst der scharfsiehende Banquo kann nur Argwohn gegen ihn haben. Banquo: „Du hast es also! Glamis, Cawdor, König, Alles was dir die Zauberinnen versprochen haben! Ich fürchte sehr, du kamst auf keine gute Art dazu ic.“ Banquos Verderben ist schon beschlossen worden; auch er, einer der größten Herren des Reiches, muß fallen; in seiner Ermordung muß die Tyranney noch wüthender werden. Banquo ist durchaus nicht mehr im Stande, in Macbeth's Seele zu lesen; dieser verbirgt seinen Mordanschlag unter scheinbarer Freymüthigkeit, wodurch Banquo ganz sicher gemacht wird. Groß ist der Zug des Dichters, daß er dem Tyrannen keinen Verräther gibt; selbst die Lady erfährt nichts von seinen Anschlägen; sie hört nur von dem Geschehenen; er bedarf keiner Rathgeber mehr. Er ist durch seinen Weichelmord groß geworden; jetzt bringt er schon Weichelmörder, damit er, wider den Willen des Schicksals, noch nach seinem Tode,

in seinen Kindern, (und er hat doch keine Kinder!) herrschen möge. Ihm sollen die Zauberinnen Wahrheit, Andern aber Lügen verkündigt haben, und doch will er es erzwängen, daß sie auch ihm Lügen sagten; nur er, und kein Anderer, soll durch ihren Ausspruch groß geworden seyn. Der Tyrann ist zugleich feige geworden; er zittert nicht bloß vor dem Gedanken, daß auf seinem geraubten Throne Banquo's Nachkommen sitzen sollen; er fürchtet selbst den hohen Geist derselben. Macbeth: „Unser Furcht vor Banquo hat tiefen Grund; es herrscht ein Etwas in seiner königlichen Seele, das gefürchtet werden will. Sein Muth reicht weit; und bei dieser unerschrockenen Stählung seines Gemüthes besitzt er eine Klugheit, die seinen Muth regiert, und seinen Unternehmungen Sicherheit gibt. Er ist der Einzige, dessen Daseyn ich fürchte. In seiner Gegenwart allein wird mein Geist gedämpft. Er schmähete auf die Zauber-schwestern . . . und hieß sie zu ihm leben; und dann grüßten sie ihn prophetisch den Vater einer Reihe

Reihe

Reihe von Königen. Auf mein Haupt setzten  
 sie eine unfruchtbare Krone . . . Soll das gesche-  
 hen, so habe ich für Banquo's Nachkömmlinge  
 meine Seele besleckt, für sie den huldreichen  
 Duncan ermordet, allein für sie bitteren Wers-  
 muth in den Kelch meiner Ruhe gemischt, und  
 mein unvergängliches Kleinod dem allgemeinen  
 Feinde der Menschheit verkauft, um sie zu Kö-  
 nigen zu machen; die Nachkommen Banquo's  
 zu Königen! Eh das geschehen soll; eher tritt  
 du, Schicksal, mit mir auf den Kampfplatz,  
 und laß uns bis aufs Blut fechten!" Der  
 Tyrann verliert die Vorsichtigkeit nie; er will,  
 daß die von ihm gedungenen Mörder nicht bloß  
 auf seinen Befehl, oder für sein Geld, den  
 Banquo ermorden, sondern es richtet Macbeth,  
 um ganz sicher zu gehen, es so ein, daß sie  
 auch aus Selbststrache ihn erwürgen. Mac-  
 beth: „Seid ihr sogar fromm, daß ihr für  
 diesen guten Mann und seine Nachkommen beten  
 könnt, dessen schwere Hand euch zum Grabe  
 niederbeugt, und die Euringen auf ewig zu

Bettlern gemacht hat?'' Arglistig erbittert Macbeth, von dem doch alles Elend über Schottland gekommen ist, die Mörder noch mehr; die Verachtung, welche in der That nur Er Her sie ausschütret, sehen sie an, als käme sie von Banquo. Allenthalben ist Macbeth ein schändlicher Lügner; er sagt, Banquo sey sein, wie des ganzen Landes Feind, „und das mit so blutdürstiger Feindseligkeit, daß eine jede Minute, die sein Daseyn verlängert, das meinige in Gefahr setzt. Und hätt' ich auch Macht genug, ihn mit offener Gewalt aus meinem Angesichte zu vertilgen, so darf ich es, um gewisser Freunde willen, nicht thun, die auch die seinigen sind, und deren Zuneigung ich nicht gern verlieren möchte. Ich muß den Fall dessen beweinen, den ich selbst zu Boden schlug; und darum wend' ich mich an euern Beystand, um die Sache aus mehreren wichtigen Gründen, vor den Augen der Welt zu verbergen." Banquo's Sohn befehlet er, nur gleichsam nebenbey, zu erworden, obgleich die Hinwegräumung des Sohnes ihm

wohl, so wichtig wie die des Vaters ist. Die Mörder gehen ab. Reue und Angst verfolgen ihn; für seine Verbrechen, obgleich er dafür keine menschliche Strafen fürchten darf. Seine Gemahlinn, die von Natur härter ist, fühlet weniger Angst; theils überläßt sie die Sorge für Sicherheit und Zukunft ihrem Gemahle; theils hat ihr Bosheitsleben mehr im Wollen als im Vollbringen bestanden; sie versucht es, ihn zu trösten: „Du quälst dich mit Gedanken, die mit denen, an die sie denken, gestorben seyn sollten? Dinge, die nicht zu ändern sind, sollte man nicht achten; was geschehen ist, ist geschehen.“

Macbeth: „Wir haben die Schlange zerstückt, nicht getödtet! Sie wird wieder zusammenwachsen, und aufs neue Schlange seyn: indes unsre armselige Bosheit der Gefahr ihres vorigen Zahnes ausgesetzt bleibt. Aber . . . eher mögen beyde Welten vergehen, ehe wir unser Brod in Furcht essen, und in der Beklemmung jener schrecklichen Träume schlafen wollen, die uns die Nacht über erschüttern. Besser bey

den Todten seyn, die wir, um uns Platz zu machen, zur Ruhe geschickt haben, als auf dieser Folter der Seele in rastloser Pein liegen. Duncan ist in seinem Grabe; auf das unruhvolle Fieber des Lebens schläft er wohl; Verrätherey hat an ihm ihr Aeußerstes gethan; . . . nichts kann ihn mehr treffen." Keine Ruhe kommt mehr in Macbeth's Seele; sein Mißtrauen erstrecket sich schon bis auf die Lady; er macht sie nicht mehr zur Vertrauten seiner Unternehmungen, sie scheint schon ganz unthätig zu seyn; sie macht ferner keine boshaften Entwürfe; nur einzelne Mordgedanken mögen in ihr noch aufsteigen. Macbeth ist schüchtern; er setzet weder auf sich, noch auf Andere, zu vertrauen; er glaubt immer noch nicht sicher genug zu gehen; zwey entschlossene Mörder dünken ihm, für Banquo und dessen Sohn, nicht blutlänglich zu seyn; er hat noch einen dritten Mörder den ersten beygefallet. Banquo schien zweyen überlegen, oder doch gewachsen zu seyn. Die Mörder lauern auf den unbeforgten Helden; auch

hier trauert der Himmel über den nahen Fall  
 eines königlichen Mannes. „Banquo: „Es  
 gibt Regen auf die Nacht.“ Mörder: „Läßt  
 ihn nur fallen.“ Umsonst daß Macbeth mächtiger  
 als das Schicksal seyn wollte, daß er selb-  
 biges wenigstens überraschen oder betrügen  
 wollte: Banquo's Nachkommen werden doch  
 auf dem Throne Schottlands sitzen, denn das  
 Schicksal hat es voraus verkündigen lassen.  
 Macbeth wollte die Unveränderlichkeit verän-  
 dern; aber es gelang ihm nicht. Wie wahr,  
 in dem Charakter des Helden!; des von tödtli-  
 chen Wunden durchborten Banquos; mit Geis-  
 tesgegenwart siehet er die Ursache seiner Ermor-  
 dung; sterbend denkt er noch an den Tyrann-  
 nen. Dieser hat seine Schandthat, da Fleance  
 entkommen ist, fast ganz umsonst begangen.  
 Der Dichter führet die Scene des Meuchelmor-  
 des vor uns schnell vorüber, und versetzt uns  
 gleich in Macbeth's Pallast, zu einem den Gros-  
 ßen des Reiches gegebenen Feste. Macbeth  
 empfängt seine Gäste mit schätzbarer Herzlich-



feit. Macbeth: „Ich selbst werde mich un-  
 ter die Gesellschaft mischen; und den dienstfertigen  
 Wirth machen . . . hier will ich mich in  
 die Mitte setzen. Ueberlaßt euch ganz der Fröh-  
 lichkeit; wir wollen sogleich den Becher rund  
 um die Tafel gehen lassen.“ Banquo's Mörder  
 steht schon an der Thüre des Speisesaales.  
 Macbeth: „Auf deinem Gesichte ist Blut.“  
 Mörder: „So ist es Banquo's.“ Macb.  
 „Besser, daß es draußen an dir ist. . . Ist  
 er geküffert?“ Mörd. „Die Gurgel ist ihm  
 abgeschnitten; den Dienst that ich ihm.“ Macb.  
 „Du bist der Beste unter allen Gurgelschnei-  
 dern; doch auch der ist gut, der Fleance'n eben  
 diesen Dienst that. Thatst du das, so hast du  
 keines Gleichen nicht.“ Mörd. „Gnädiger  
 König, Fleance ist entronnen.“ Macbeth wird  
 bey dieser Nachricht von Schrecken ergriffen;  
 der von ihm verabscheute Nachfolger lebt; Mis-  
 trauen und Neid gegen den Furchtbaren, und  
 wilder Kummer über das Fehlschlagen der süße-  
 sten Hoffnung, martern den Wüthlich. Mac:

Macbeth. „So kommt mein Fieber wieder; sonst  
 wäre ich völlig gesund gewesen, ganz wie der  
 Marmor, gegründet wie ein Fels, unum-  
 schränkt und allherrschend, wie die uns umge-  
 bende Luft; aber nun bin ich eingeschlossen, an-  
 gebunden, beklemmt, und meinen ängstlichen  
 Zweifeln und Besorgnissen aufs neue zur  
 Beute — — Aber Banquo ist doch sicher? . .  
 Ja, mein gnädigster Herr, ganz sicher liegt  
 er in einem Graben mit zwanzig tiefen Wun-  
 den in seinem Kopfe, wovon die kleinste schon  
 tödtlich war.“ Macb. „Dafür dank ich dir —  
 — dort liegt also die ausgewachsene Schlange.  
 Der Wurm, der entflohen ist, hat die Fähig-  
 keit, mit der Zeit Gift zu zeugen, aber für  
 jetzt noch keine Zähne.“ Die Lady fordert ih-  
 ren Gemahl auf, daß er sich zu Tische setze;  
 aber Banquo's Geist, der allein dem Macbeth  
 sichtbar seyn soll, setzt sich auf den Platz dessel-  
 ben, den für seine tückische Heuchelei fürchter-  
 liche Strafe schnell verfolgen soll. Macbeth:  
 „Hier hätten wir nun die Zierden unsers Waters

landes besammeln, wenn unser Verdienstvollet Banquo auch da wäre. Ich wünsche nur, daß ich Ursache haben möge, ihm Mangel an Gefähigkeit vorzuwerfen; und nicht, ihn wegen eines Unfalls zu bedauern!" Ross. „Gefällt es Eurer Majestät nicht, uns mit Eurer königlichen Gesellschaft zu beglücken?" Macb. „Die Tasse ist voll!" Nur Macbeth siehet die Erscheinung; er bildet sich aber ein, sie werde auch von allen gesehen. Diese sind nicht gleich uns, die wir den Geist erblicken, Zuschauer; sie sind nicht so wie wir mit Macbeths Innern vertraut; ihnen muß die Erscheinung unsichtbar bleiben. Macb. „Wer von euch hat das gethan?" Anfangs scheint Macbeth den Geist nicht erkannt zu haben, und nur zu bemerken, daß kein Platz mehr offen sey; doch bald siehet er, was eigentlich auf seinem Stuhle sitzt. Der Ausruf: Wer von euch hat das gethan? ist ein erstaunlicher Zug der Charakterzeichnung eines Tyrannen, der, wie durch Instinkt getrieben, die Schuld von sich abwälzen, und irgend einen Andern zu

Banquo's Mörder machen will: Macbeth's  
 ganzes Wesen ist Lügenhaftigkeit geworden,  
 Macbeth spricht zu dem Gespenste: „Du  
 kannst nicht sagen, daß ich es that. Schütte  
 deine blutigen Locken nicht so gegen mich!“  
 Die Erscheinung redet ihn nicht an; er siehet  
 nur ihre Bewegungen; er würde zu viel verrückt  
 seyn, wenn er sie auch reden hörte; er könnte  
 dann keine Person der Schaubühne, sondern des  
 Tollhauses seyn. Die ganze Gesellschaft erstaunt  
 über den Ausdruck des Entsetzens Macbeth's.  
 Lady. „Bleibt sitzen, lieben Freunde; mein  
 Gemahl ist oft so, und war so von Jugend  
 auf. . . Wenn ihr viel auf ihn achtet, so macht  
 ihr ihn böse, und verlängert dadurch sein Uebel.“  
 Sie faßt ihn wieder bey seinem Stolze: „Wist  
 du ein Mann?“ Er will nicht furchtsam heis-  
 sen, das nicht scheinen, was er doch wirklich  
 ist; er will sich selbst belügen. Macb. „Ja,  
 und noch dazu ein herzhafter, weil ich den Muth  
 habe, das anzuschauen, wovor der Teufel er-  
 blaffen würde.“ Lady. „Das ist wieder die



Malhercy deiner Furcht; das ist jener Dolch,  
 der dich, wie du sagtest, zu Duncan leitete. . .  
 Dieses Schauern wäre sehr gut bey einem We-  
 bermährchen am Kaminsfeuer angebracht, was  
 für die Großmutter Gewähr leistet! Schäm-  
 dich! Was machst du für Gesicht? Am Ende  
 siehst du doch nichts weiter als einen Stuhl.“  
 Jetzt hat Macbeth kein anderes Gefühl, als  
 das Entsetzen; nur wenige Laute hat er für die  
 Lady; plötzlich wendet er sich wieder an die fürch-  
 terliche Erscheinung; als ob er durch Worte sich  
 seiner Angst erwehren wollte: „Was geht's  
 mich an? Kannst du winken, so sprich auch!  
 Müßten Beinhäuser und Gräber die Begraben-  
 nen wieder zurück senden, so sollen künftig die  
 Wagen der Geier unsre Gräber seyn.“ Der  
 Geist verschwindet, und Macbeth erwacht aus  
 seiner angstvollen Träumerey; er süchet sich durch  
 die vielen vor ihm verübten Mordthaten zu trös-  
 ten, als ob es jetzt eben so arg wie ehemals zu-  
 gehen müßte; doch gleich seheth er wieder auf  
 den Unterschied der Zeiten, da jetzt die Todten

wieder kommen. Mac b. „Blut war von jeher vergossen worden, schon in jenen alten Zeiten, ehe noch menschliche Saktionen den friedlichen Staat säuberten; freylich, und auch nachher sind Mordthaten verübt, zu schauerhaft für ein menschlich Ohr. Sonst, wenn einem das Hirn ausgeschlagen war, starb er, und dann war's vorbey; aber jetzt steigen sie mit zwanzig tödtlichen Wunden am Schädel wieder hervor, und vertreiben uns von unsern Stühlen. Das ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.“ Jetzt ist Macbeth wieder ganz zu sich selbst gekommen; er sucht sich bey seinen Gästen durchzulügen; jetzt merket er, nur für ihn sey Banquos Erscheinung gewesen; der verstockte Heuchler ladet noch Einmal den Gemordeten ein. Mac b. „Ich trinke auf das Wohl der ganzen Tafel und unsers theuern Freundes Banquo, den wir vermissen. Ich wollt', er wäre hier! Auf seine und Aller Gesundheit!“ Der Geist kommt wieder, zur Strafe des verruchten Heuchlers, den gewiß, schon bey der Einladung des von ihm Ermordeten, die Angst



des Gewissens ergriffen hatte. Macb. „Hins weg aus meinen Augen! Laß die Erde dich verbergen! Deine Knochen sind marklos, dein Blut ist kalt; du hast keine Sehkraft in diesen Augen, womit du mich anstarrst!“ Macbeth tobt gegen den schrecklichen Schatten und ermuntert sich gleichsam aus dem angstvollen Traume. Der Geist verschwindet; Macbeth bildet sich ein, selbstiger habe auch Andern außer ihm sichtbar seyn können. Verwundert sagt er zur Lady: „Du machst, daß ich mich und meinen Muth nicht mehr kenne, wenn ich denke, daß du dergleichen Erscheinungen anschauen, und die natürliche Rubinfarbe deiner Wangen behalten kannst, wenn Furcht die meinigen bleicht.“ Jetzt merkt die Lady schon deutlicher, was in ihres Gemahls Seele vorgeht; sie entfernt alle Zeugen: Ich bitte, redet nicht, (sagt sie zu den Gästen,) Fragen machen ihn vollends verrückt.“ Macbeth hält sein Geheimniß bereits für verrathen, er fürchtet die Folgen; er wird zu immer größerer Mordvermuth verstimmet. Er faßt neue blutgerige

Gedanken; er droht dem Leben Nachburs. Das Mißtrauen wächst mit jeder neuen Freveltthat; je ärger jemand wird, desto weniger trauet er Andern, und desto mehr fürchtet er dieselben. Seine Unruhe treibet ihn wieder zu den Zauberinnen; Gegenwart und Zukunft geißeln ihn mit ihren Plagen. Wie deckt er sein Inneres auf: „Es ist keiner unter allen, in dessen Hause ich nicht einen Bedienten in meinem Golde habe. Morgen ganz zeitig will ich zu den Zaubererschwestern; sie müssen mir mehr sagen; denn jetzt bin ich verbunden, durch die ärgsten Mittel das Aergste zu erfahren. Zu meinem Vortheil brauche ich jetzt Alles. Ich wate nun einmal schon so tief im Blute, daß ich weiter fortwate, wenn der Rückgang nicht eben so gefährlich werden soll, wie der Durchgang. Wunderbare Dinge habe ich im Kopfe, die meine Hand fordern, und ausgeführt werden müssen, ehe sie überlegt werden können. . . . Mein Fehler ist nur die Furcht eines Neulings, der durch Übung noch nicht abgehärtet



tet ist; wir sind in dergleichen Thaten noch Kinder.“

Wir sehen wieder die Heide; es donnert; die drey Hexen und ihre Geleiterinn, Hekate, treten auf. Also hatten, (würde derjenige sagen, der auch aus dieser Scene eine Allegorie herauszupressen meinte,) die in Macbeth aufgestiegenen bösen Gedanken, die Veranlassung zu seinem Verbrechen, noch eine entferntere Ursache. War bey selbigen noch nicht der Anfang des Lasterweges? Hekate wäre eine noch tiefere Hölle in Macbeth's Herzen. Man hat mancherley über die Einführung der Hekate von Shakspeare, über die Vermischung griechischer Bilder mit gothischen Gestalten, gesprochen. Shakspeare nahm diesen Nahmen eben so wie den Acheron, zur Bezeichnung gewisser Vorstellungen. Immerhin mögen wir das Geschäft, den Dichter hier zu vertheidigen, aufgeben; wir wollen es ohne Widerstand einräumen, diese ganze Scene stehe müßig da, wenigstens sey ihr Eins

fiß auf die ganze Handlung gering, obgleich wir eine nöthige Vorbereitung zu einer wunderbaren Scene zu erblicken glauben.

In dem folgenden Auftritte ist ein schönes Gemählde des Lebens an Macbeths Hofe, ein Muster, wie über die Begebenheiten des Reiches daselbst geurtheilet wurde. Man sollte denken, Lenor wolle den andern Lord erst aushohlen, ob er vor diesem sicher sein Inneres zeigen dürfe; daher die ironische Rede: . . . „Die Sachen sind wunderbarlich gegangen. Der würdige Duncan wurde von Macbeth bedauert, freylich wohl: er war ja todt! und der tapfere, rechtschaffene Banquo reisete zu spät in der Nacht. Wenn man will, so kann man ja auch sagen, Fleance habe ihn umgebracht; denn Fleance nahm die Flucht. Man sollte eben nicht so spät in der Nacht reisen. Wer sieht es nicht, wie abscheulich Malcolm und Donalbain handelten, daß sie ihren liebeichen Vater ermordeten? ic.“ Der andere Lord rückt offen mit der Sprache heraus:

er verabscheut den Wüthelich, Macbuff, der furchtbare Tyrannenfeind, ist schon erwacht; allmählich sehen wir schon Anstalten zum Falle des Thronräubers machen.

Der vierte Aufzug versetzt uns in eine Welt, wo die Greuel der unrigen vorbereitet oder abgespiegelt werden, wo wir jede Abscheulichkeit, nur in einer ganz fremden, räthselhaften Gestalt, vor uns erblicken. Viele haben diese ganze Hexenscene für ein bloßes Spiel der dichterischen Einbildungskraft erklärt, wo sie mit der Zusammensetzung ungeheurer Formen, bloß ihren Muthwillen treiben wollte. Doch hier ist alles voll Bedeutung; was wir in unsrer Welt sehen, das sehen wir auch dort; geistige Greuel steigen ästhetisch eingekleidet und verabscheuungswürdiger gemacht, in Körpern, welche auch unsern äußern Sinnen widerlich sind, sich offenbarend, aus der Finsterniß empor. Die dunkle Höhle sey unsre Welt; der in der Mitte stehende Kessel, das Reich Macbuffs; der Donner

ner

ner sey der Gotthe der entseßlichen Handlungen des gekrönten Mörders; die drey Hexen werden die Vorläuferinnen alles durch ihn entstehenden Unglückes. Sie tanzen um den Kessel, und werfen die Ingredienzen zu ihrer Zauberey hinein. Die Erklärung der einzelnen, hineingeworfenen Materialien könnte hin und wieder gezwungen und wohl gar frostig scheinen; wir mögen wohl nicht gerade dasjenige treffen, was Shakespeare sich darunter (oft nur dunkel) gedacht hat: so viel ist doch gewiß, daß er hier nicht bloß phantastirt, sondern Wahrheit darstellt. Wer erkennet nicht in der Kröte, die unter dem kalten Steine ein und dreyßig Tage und Nächte, von Gift geschwollen, geschlafen hatte, die böse Natur Macbeth's, die auch vielleicht eben so viel Jahre in der Finsterniß seines Bewußtseyns, mit der vollen Fähigkeit zu Verbrechen, geschlummert hatte, und durch die Unholdinnen geweckt und hervorgezogen wird? Diese Kröte gehörte, nebst den vergifteten Eingeweiden, zuerst in den Zauberkessel. In den zusammenges

wickelten Eumpffschlangen mögen wir ein treffendes Bild der aufs innigste verbundenen königlichen Reuchelmörder finden; In des Dichters Zauberwelt erblicken wir das Feuerauge der Mordlust, die in dem sichern, unzugänglichen Schlupfwinkel lauert; der Flügel der Eule und die Wolke der Fledermaus sind die raschen Schandthaten der lichtscheuen, Bosheit. Die Bedeutung der Otter und der Blindflehche darf niemanden wiederholt werden, so auch der Drachenschuppe und des Wolfzahns; die unersättliche, alles mit Gierigkeit verschlingende Habsucht sehen wir unter dem Bilde des Regens und Schlundes des gefräßigen Sharks. Die Hexenmühle, die in der Finsterniß gegrabenen Wurzeln, die Elbenzweige ic. sind die Symbole des unter Raubeth einreißenden Aberglaubens. Thierische Wollust, wilde Geschmacklosigkeit, Irreligiosität, unnatürliche Sünden und Mordthaten, die über alles sich erstreckende Grausamkeit, und der wilde Blutdurst, haben in der mythischen Fable ihre Bezeichnungen. Doch genug für

den Versuch, den Herenkessel in Prose zu übersetzen. Es ist kein reizendes Geschäft, die wichtigsten Einfälle auch des größten Genies Andern zu erklären; natürlich kann jeder unter den gegebenen Bildern sich seine eigenen Stoffe vorstellen, und jedem Erklärer widersprechen, ohne in Gefahr zu gerathen, un widersprechlich widerlegt zu werden. Bey einem Dichter wie Shakspeare haben wir so leicht nicht zu besorgen, er hätte etwas als bloßes Schaugericht aufgestellt, und gäbe es als eine hübsche Verzierung, oder als einen Lückenbüßer: selten ist bey Shakspeare etwas, das mit dem Ganzen in gar keiner Verbindung stände. Wir dürfen diese Scene wohl als eine Wiederholung der laster- und unglücksvollen Regierung ansehen. Noch ist er nicht an seinem Ziele; er wird bald noch mehr Verbrechen begehen, und noch lange gefoltert werden; Verknäuerung des Geistes, Täuschung und Betrug müssen ihm die Rückkehr zum Bessern unmbglich machen, bis er in den Abgrund des Verderbens stürzt. Helate trite mit' drey am



bern Heren auf; das Heer der unsichtbaren Mächte, zum Entwerfen des Weltelendes, vergrößert sich vor uns.

Alle Anstalten sind gemacht, um Macbeth zu empfangen; ihn erwarten schon die Mächte, welche auch die Begebenheiten der Zukunft beherrschen; die Geister sind da, welche nur täuschen, oder zweydeutige Wahrheiten sagen, die gefährlicher, und endlich offenbar verderblicher, als die Lüge sind. Doch keine fremde Macht soll den Macbeth elend machen; er selbst soll es thun; nur die Gelegenheit dazu wird ihm angeboten. Warum erklärt er sich die Aussprüche seines Orakels so falsch; nicht Lügen waren ihm vorgefaget worden; warum belog er sich selbst. Es ist hingegen zum Spotte und Spiele höherer Mächte; er will ihnen gebieten, aber sie gebieten ihm; er sucht bey ihnen Rath und Trost, und sie verleiten ihn, den Weg zum un vermeidlichen Verderben einzuschlagen; er wird so betrogen, daß für ihn keine Rückkehr mög-

sich ist. Macb. „Nun, wie gehts, ihr ge-  
 heimnißreichen, schwarzen, mitternächtlichen  
 Hexen? Was macht ihr da?“ Alle. „Ein  
 Werk ohne Mahmen.“ Unübertreffbar ist die  
 Kraft dieses Wortes, um mit einem Hauche  
 die ganze Schreckensteglerung Macbeth's, und  
 sein blutiges Ende, auszudrücken. Ihn schrek-  
 ket und martert die Zukunft; heftig fordert er  
 die Zauberinnen auf, ihm selbige zu enthüllen.  
 Die erste Hexe wirft bedeutungsvollen Zaubers-  
 stoff in den Kessel, und mit furchtbarer Feiers-  
 lichkeit, unter Donner, steigen die Erscheinungen  
 empor. Die Erscheinung des gehelmten Haup-  
 tes, (das einjige Erklärer für Macbeth's abge-  
 schlagenen Kopf ansehen,) warnet den Mac-  
 beth unzweydeutig und offen vor Macduff. Dies-  
 ser kommt auch hier wieder zuerst dem Macbeth  
 entgegen. Die Erscheinung eines blutigen Kin-  
 des, (der ermordeten Sohn Macduffs?) vernich-  
 tet die Frucht aus der warnenden Aufforderung  
 zur Vorsicht, und bezeichnet den entscheidenden  
 Rächer aller Irthaten Macbeth's.“ Sey



kühn, blutdürstig, trotz der Gefahr! Dir schadet niemand, den ein Weib gebar. Mac b.  
 „So lebe nur immer Macduff! Was brauch ich dich zu fürchten? Aber nein, ich will die Sicherheit doppelt sicher machen, und ein Pfand vom Schicksal nehmen; du sollst nicht leben! damit ich der bleichsüchtigen Furcht sagen könne, sie lüge, und mitten im Donnerwetter schlafe; Macbeth ist schon feige; er glaubet dem Ausspruche seines Orakels nicht mehr; er ist so unbesonnen noch nicht, daß er von jemanden mächtigen Schutz als von sich erwarten sollte. Als ob das Schicksal noch lange eines solchen Weirichs bedürfte, um ein ganzes Volk durch ihn zu schlagen, so soll er in Sicherheit sich wieder einwiegen, als ob er nie etwas zu befürchten hätte, wenn ihn bisweilen das Gewissen aufkörte, weniger zu wüthen. Ein gekröntes Kind erscheint, (Malcolm?) mit einem Dornen in der Hand, und verheißt dem Macbeth, er dürfe nichts fürchten, bis Birnam's Wald den Hügel von Dunsinane ersteiget. Mac b. „Das ge-

schlecht nie. Wer kann Bäume wie Soldaten  
 werben, ihre in die Erde geschlagenen Wurzeln  
 los zu machen? Herrliche Orakelsprüche! Rebels  
 tische Macht, du wirst dich nicht eher erheben,  
 bis sich der Wald von Birnam von seiner Stelle  
 hebt. . . " Diese triumphirende Rede wird  
 durch die Aussicht auf eine ängstigende Zukunft  
 unterbrochen. Mac b. „Aber noch pocht mein  
 Herz, nur noch Eins zu wissen. Sagt mir,  
 wenn eure Wissenschaft so weit reicht, wird Ban-  
 quo's Nachkommenschaft jemals in diesem Kö-  
 nigreiche regieren?" Macbeth's Frage wird  
 anfangs von den Hexen zurückgewiesen; aber er  
 fordert mit Flüchen von ihnen Antwort, denn  
 sein Herz ist tief von Abgunst verwundet. In  
 Königspracht erscheint Banquo, der wie im  
 Triumphe auf die lange Reihe seiner königlichen  
 Abstammlinge zeigt. Mit Mystik und Tanz  
 verschwinden die Hexen. Mac b. „Wo sind  
 sie? weg? Diese unglücksvolle Stunde steh auf  
 ewig verflucht im Kalender.“

Der erste Orakelspruch, den Macbeth in der Zauberhöhle vernahm, war die Warnung vor Macduff, der an der Spitze alles für Macbeth Furchtbaren steht; die erste ihm gebrachte Nachricht, da er aus der Höhle getreten war, ist wieder von Macduff, der nach England geflohen ist. Jetzt wird der Tyrann schrecklicher, er vertilgt auch die Angehörigen der ihm Verhafteten. Ein Mordsüchtiger dieser Art ist entweder ein Felger, der seiner Sicherheit wegen die wirklichen und vermeinten künftigen Feinde vertilgt; oder er ist ein blinder Wüthender, der wie ein Tiger aus Instinkte alles erreichbare Lebendige mordet. Allmählig führt der Dichter seinen Helden bis zu der für selbigen höchsten Verworfenheit. Shakespeare versteht die Kunst, mit seinem Worte weislich handzuhalten; ihn verleiht sein Rhythmus nicht, das Schauspiel mit allerhand Scenen zu überladen; er erwidert unsre Augen und unsere Herzen durch keine ununterbrochene Gräueltaten; sein Schauplatz wird zu keiner Schlachtbank gemacht; er läßt

nur wenig Blut in unsrer Gegenwart fließen. So erhält der große Genius unsre Gefühle lebhaft und scharf; wir verlieren aber nichts an der Kenntniß des Tyrannen; aus Erzählungen sehen wir das Gemählde seiner Frevelthaten vollständig zusammen.

Auch Rosse, der bisher noch bey Macbeth geblieben war, scheint von ihm abgefallen zu seyn, darf aber noch nicht offenbar mit dem Tyrannen brechen; er warnt die Lady Macduff nur durch Winke. Die Dichtkunst hätte die Furchtbarkeit Macbeths nicht lebhafter schildern können; er schrecket selbst da, wo seine Rundschafter nicht hinzureichen vermöchten: Rosse ist ein Verwandter, ein Freund des edeln Weibes, und doch waget er nicht, vollkommen verständlich heraus zu reden; Macbeth ist ihm gleichsam allgegenwärtig. Hieraus sehen wir auch die Geisteskraft und die äußere Energie Macbeths. Der Dichter hat durch mancherley Einleitungen uns für die Familie Macduffs interessiren

wollen. Macduff ist, der Klagen seiner Gattin ungeachtet, doch ein sehr wackerer Mann. Lady Macduff. „Seine Flucht war Raserey; thun es unsre Handlungen nicht, so macht uns unsre Furcht zu Verräthern . . . Sein Weib zu verlassen, seine unmündigen Kinder, seinen Landsitz und seine Titel an einem Orte zu lassen, wovon dem er selbst entflieht! Er liebt uns nicht; er hat kein Naturgefühl . . .“ Betrachten wir ihn günstig, so werden wir ihm das Zeugniß geben, er sey ein zu allen Aufopferungen bereitwilliger Mann; er verlasse Weib, Kind und Vatermogen, um seines Vaterlandes willen; er eile nach England, um Hülfe gegen das Elend seines Volkes zu suchen. Ein ungünstiger Zuschauer könnte vielleicht wider Macduff sagen, er sey zur Rettung seines eignen Lebens geflohen, dessen gewisse Gefahr ihn mehr schreckte, als die, noch ungewisse Gefahr seiner Familie; und er habe das ihm Nächste und Theuerste retten wollen. Lady Macduff zeigt sich voll Bewußtseyn eines unschuldigen Lebens; sie läßt sich

durch die bedeutenden Winke, daß die Gefahr auf sie einbricht, nicht in die Flucht treiben; sie ist ein durch die Reinheit ihres Gewissens muthvolles Weib. Wir entdecken in ihr auch eine lohnenswürdige Erzieherinn ihrer Kinder; ihre Unterredung mit ihrem Sohne bildet den Verstand und das Herz desselben aus; sie wird uns hierdurch noch achtungswerther, da sie ein edleres Leben als das physische zu geben vermag. Auch der Sohn erregt Interesse, da er jetzt schon zu großen Erwartungen, wenn er einst das männliche Alter erreichen sollte, berechtigt. Nur ihn läßt der Dichter vor unsern Augen tödten, nicht aber dessen Mutter und Hausgenossen.

Wir erblicken hierauf sogleich den allenthalben als Rächer erscheinenden Macduff. Der Dichter hat uns von der Mordscene schnell in den Pallast des Königs von England versetzt; wir hören die Unterredung Macduffs und Malcolm an. Auch von diesem ist der Tyrann nicht fern, der dem gefürchteten Königssohne, selbst

in entfernten Ländern, Fallstricke leget. Dieser ist gegen jeden aus Schottland Herübergekommenen mißtrauisch; selbst der rebliche Macduff muß ihm verdächtig seyn, und muß vorher eine harte Probe aushalten. In der von Macduff gemachten Erzählung übersehen wir das ganze über Schottland gebrachte Elend; auch zeigt sich der Mörder in einem schönen Lichte. Malcolm, „Laß uns irgend einen öden Schatten suchen, und dort unsre kummervollen Herzen leer weisnen.“ Macduff, „Lieber laß uns das tödtliche Schwert fest halten, und als wackre Männer unser zu Boden gestürztes Erbrecht verteidigen. Jeden neuen Morgen heulen neue Wittwen, weinen neue Waisen, schlagen neue Klagen dem Himmel ins Angesicht; daß er wiederholt, als ob er mit Schottland litte. . . . Aus allen Regionen der schrecklichen Hölle kann kein verruchterer Teufel, als Macbeth, hervorkommen.“ Schon hören wir von den ernsthaften, durch Englands Macht, getroffenen Anstalten, zur Befreyung Schottlands.

Die folgende Scene möchte wohl entbehrlich seyn, da durch sie kein Charakter entwickelt, keine Begebenheit aufgehellet wird, und wir nur von dem in England ehemals umgehenden Glauben, daß Englands Könige, durch eine in ihnen wohnende Wunderkraft, die Kröpfe zu heilen vermögen, uns erzählen lassen.

Jetzt kommt Roffe, der Bothe des über Macduffs Haus gekommenen Unglückes. Roffe.  
 „Ach! das arme Land! es scheuet sich fast vor seinem eigenen Anblick. Es kann nicht mehr unsre Mutter heißen, sondern unser Grab; wo man niemand ein einziges Mahl lächeln sieht, als den, der von nichts weiß; wo Seufzen, Wehzen und Schreyen die Luft zerreißt, ohne daß man darauf achtet; . . . wo das Leben rechtschaffener Leute dahin ist, als die Blumen auf ihren Hüthen: wo man stirbt, ehe man krank wird. . . . Wer das Unrecht, das nur eine Stunde alt ist, erzählen will, wird ausgelescht; jede Minute giebt ein neues.“ Auch hier sehen wir den Göt-

den in Macduff, der nicht angstvoll vor der abndeten Schreckensboothschaft jaget. R o s s e . . . ich habe Dinge zu sagen, die man billig in die öde Luft hinein heulen sollte, wo kein Ohr sie auffinge . . . Laß (zu Macduff,) deine Ohren nicht auf ewig meine Zunge um das verabscheuen, was sie mit dem schrecklichsten Schalle erfüllen wird, den sie je gehört haben. Macduff. „Ha! ich errath es schon.“ Er fühlt bey der Nachricht wie ein Mensch, denkt aber schon mit männlicher Seele, auf die Heilung seiner Wunden. Malcolm kennet noch zu wenig den Helden: „Barmherziger Himmel! Mein Freund, drücke deinen Huth nicht so tief auf die Augenbraunen, laß deinen Schmerz reden; der stumme Gram verdrüß doch leise das überladene Herz, und zwingt es zu brechen.“ Augenblicklich schwebet dem Macduff sein Verlust zu groß, als daß er alles davon glauben könnte: „Meine Kinder auch?“ R o s s e. „Weib, Kinder, Bediente, Alles was zu haben war.“ Macd. „Und ich mußte nicht da seyn! Mein Weib auch gebo-

tet?“ Er sinnt auf Rache; auf die schmerzhafteste Rache, und findet sie nicht; furchtbar sind seine Worte: „Er hat keine Kinder!“ Sollte er dem Macbeth das Weib tödten? Vielleicht geschah dem Bösen damit ein Dienst. Oder die Hausgenossen? Der Herzlose, der Grausame, liebte niemand mehr. Hätte Macbeth aber Kinder gehabt, die süßeste, die glänzendste Hoffnung des gränzenlos Ehrfüchtigen, der nichts Herrlicheres kannte, als daß seine Abstammlinge nach ihm auf Schottlands Throne saßen; hätte Macduff diese getödtet, dann wäre auch das Herz des Wäthrichs tief verwundet worden. Mit hoher Würde läßt Macduff seinen Schmerz in Worte ausbrechen; auch sich klaget er mit Unpartheylichkeit an, daß er sich von Hause entfernt hatte. Malcolm. „Kämpfe gegen deinen Schmerz wie ein Mann.“ Macd. „Das will ich; aber ich muß ihn auch fühlen wie ein Mann. Ich kann's nicht gleich vergessen, daß dergleichen Dinge da waren, die ich über alles schätzte. Konnte denn der Himmel das anfer

hen, ohne sich ihrer anzunehmen? Sündenvoller Macduff, um deinetwillen wurden sie alle erschlagen! Ich Nichtswürdiger! Nicht um ihrer Missethaten, sondern um der meinigen willen, ward ihr Leben ein Schlachtopfer. Der Himmel geb' ihnen nun Ruhe!" Malcolm.

„Laß das den Beckstein deines Schwertes werden; laß deinen Schmerz sich in Wuth verwandeln; beruhige dein Herz nicht; erhit' es!"

Macd. „O! ich könnte mit meinen weinenden Augen ein Weib, und mit meiner Zunge den Großprahler spielen. Aber du, gütiger Himmel, schneide allen Aufschub ab; bringe du, Stirn gegen Stirn, mich und diesen höllischen Feind Schottlands zusammen; bringe ihn mir so nah, daß ihn mein Schwert erreichen kann; und entkommt er da, dann o Himmel, magst du ihm auch vergehen!"

Malcolm.

„Das ist ein männlicher Ton!"

Macduffs Entschluß, der in das gekränkte Herz des Gatten, Vaters und Menschen Trost zurück bringt, ist gefaßt; er hat Macbeth dem Tode geweiht.

Das

Das Verhalten Macduffs dienet Jedem, bey Streichen des schrecklichsten Unglückes, zum Muster; hier erblicken wir Natur und Ausbil- dung in schöner Mischung; der Ausdruck des Schmerzes währet nur Augenblicke, und weicht dem Nachdenken über heldenmüthigen Ersatz.

Macbeth und seine Gattinn sind reif zum Untergange; die Stunde der Strafe naht sich; sie haben ein von Gewissensbissen gepeinigtes Leben geführt; sie, die keinen äußern Richter fürchten durften, trugen die Hölle in ihrem Busen. Die Lady Macbeth wird von den Gefüh- len jener schrecklichen Mordnacht, und anderer Frevelthaten, wie von Furien aus ihrem Schlum- mer aufgestört; jene schauerlichen Scenen werden ihr so gegenwärtig, daß sie alles Wirkliche nicht empfindet; sie ist eine Nachtwandlerinn gewor- den, und verräth, durch unwillkürliche Worte, ihre tiefsten und verderblichsten Geheimnisse. Da Macbeth ins Feld gezogen ist, so hat der Kummer über den Ausgang, es hat die Abges

schiedenheit von aller vertrauten Mittheilung; die verübten Verbrechen mit allen Schrecken näher vor die Seele der Lady gebracht; ihre innere Angst ist peinigender geworden. Aus den Reden der Nachtwandlerinn dürfen wir wohl schließen, sie sey auch für die Ermordung der Lady Macduff thätig gewesen.

In dem fünften Aufzuge sehen wir Macbeth's Heer, das sich anschickt, die Parthey des Usurpators zu verlassen, und zu dem rechten Regenten Schottlands überzugehen. *Cathnes*. „Wir wollen gehen, und unsern Gehorsam dem leisten, dem wir ihn schuldig sind. Laßt uns dem Arzte des kranken Staates entgegen gehen, und zu seiner Heilung unser Blut bis auf den letzten Tropfen hergeben.“ Macbeth hatte durch seine wilde Grausamkeit von sich alle Herzen entfernt; im offenen Felde durfte er es nicht mehr wagen, sich den Feinden entgegen zu stellen; er verschanzet sich im Schlosse Dunsinane. Macbeth's Feinde nähern sich dem Walde von Birnam.

Schon ist Macbeth auf der Stelle, wo ihm das strafende Schwert treffen soll; er ist in der Festung Dunstnane eingeschlossen; nur wenige Soldner bleiben noch bey ihm, und vielleicht ist niemand von diesen, der sich nicht von dem Schrecklichen weit hinweg wünschte. Er siehet seinen Untergang sich nähern, doch frisset er seinen Muth durch die Orakelsprüche der Zauberinnen auf. Macbeth. „ . . . bis Birnam's Wald sich nach Dunstnane hinbewegt, kenne ich keine Furcht. Wer ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht von einem Weibe geboren? Götter, die alle künftige Vorfälle der Sterblichen wissen, haben den Ausspruch gethan: „Fürchte nichts, Macbeth! niemand, der von einem Weibe geboren ward, soll jemals Gewalt über dich haben!“ So steht denn immer ihr abtrünnigen Thangs . . . Der Geist, der mich beherrscht, und das Herz in mir, soll nie von Zweifel wanken, nie von Furcht erschüttert werden.“ Auf der Stelle wird er für seine Großsprecherey bestraft; ein vor Furcht todtblasser

Diener bringt ihm die Nachricht von der Annäherung des englischen Heeres, und steckt ihn auf einige Augenblicke mit Furcht an. Die Wahrheit von seinem Zustande überwältiget ihn, so sehr er auch gegen den Döthen wüthet; die Unnebelung verschwindet; kein Schmelzleerheit, weil er fast nichts mehr anzuhellen hat, umwölkt seinen Gesichtskreis mit den Dünsten der Lüge; nackt liegt alles vor seinen Augen da. Er ermannet sich wieder: Ich habe lange genug gelebt. . . . was das hohe Alter begleiten sollte, Ehre, Liebe, Gehorsam, Freunde, an alles das darf ich nicht denken; alles, was ich dagegen zu erwarten habe, sind Flüche, nicht laut, aber desto tiefer im Herzen, Jugenddienerer, leere Worte, bis das arme Herz mir gern versagte, wenn es nur dürste. . . . Ich will sechten, bis mir das Fleisch von den Knochen abgehackt ist." Macbeth ist kein von der Natur verworfener, kein ursprünglich verächtlicher Mensch; er war ja zum tapfern Krieger gebildet worden: obgleich keine gerechte Sache ihm Rath geben

kann, so widerstehet doch der Zorn und die an nähernde Verzweiflung seiner Furcht. Immer aber siehet man in seinen Befehlen den Wüthrich. Macbeth. „Schickt mehr Reuter aus, . . . hängt die auf, die von Furcht reden.“ Der Arzt berichtet ihm den kranken Zustand der Königin, doch sein Herz süßlet wenig dabey. Selbst gegen den Arzt fängt er zu toben an. Besorgnisse steigen in ihm auf; nur mit Mühe erwehrt er sich derselben: „Wir kann Tod und Gift keine Furcht einjagen, bis Dirnams Wald nach Dunsinane kommt.“ Seine Duss ist umzingelt, doch verläßt er sich auf ihre Unüberwindlichkeit. Macbeth. „Die Stärke unsrer festen Burg spottet einer Belagerung. Mögen sie hier liegen, bis Hunger und Fieber sie aufreiben.“ Mit Schrecken ergreift ihn das Geschrey der Weiber im Innern des Schlosses; doch bildet er sich ein, er fürchte sich nicht. Heuchlerisch ist seine Rede; „Ich habe schon ganz verlernt, was Furcht ist. Es war eine Zeit, da mich der Schrey einer Nachtule scheu machen konnte,



und da mein Haar bey jedem Schrecknisse sich empor sträubte. . . . Jetzt bin ich mit Schrecken ganz gesättiget worden, und das Entsetzen, so vertraut mit meinen mörderischen Gedanken, kann mich kein einziges Wahl aus der Fassung bringen.“ Seine eigene Gefahr ist zu groß, als daß ihn die Nachricht von dem Tode seiner Gattinn sehr betroffen machen könnte. Mac b.  
 „Sie hätte ein andermal sterben sollen . . . Morgen, und Morgen, und Morgen . . . alle untre Gostern haben Narren zum staubbedeckten Tode hingeleuchtet. Aus, aus, kurzes Licht! Leben ist nur ein wandelnder Schatten, ein armer Schauspieler, der seine Stunde lang auf der Bühne groß thut, und tobt, und hernach nicht weiter gehört wird. Es ist ein Märchen von einem Dummkopfe erzählt, voll Schall und Bombast, aber ohne Bedeutung!“ Allmählig fallen die Sträßen seiner Hoffnung dahin; endlich ist ihm im ersten Augenblicke die Nachricht, Dianas Wald nahe sich seinem Schlosse. Er fängt an die Zweydeutigkeit der Vorausvers

kündigungen einzusehen; doch je mehr ihn alles umher verläßt, desto mehr kehret sein natürlicher Muth zurück. Schon ist das Schloß eroberet; er wirft sich in seine letzte Schanze. Macb. „Sie haben mich an einen Pfosten angebunden; ich kann nicht entfliehen, sondern ich muß, wie ein gehehrteter Wår, für mein Leben fechten. Wer ist der, den kein Weib geboren hat? Solch einen habe ich zu fürchten, oder gar tödnen.“ Der junge Siward steht mit ihm, und wird erschlagen. Macb. „Dich hat ein Weib geboren. Ich lache über Schwerter, und spatte der Waffen, die von Weibersöhnen geführt werden.“ Schon suchet Macduff seinen Tödselnd: „Tytann, zeige dich! Fällst du von einer andern Hand, als von der meinigen, so werden die Geister meines Weibes und meiner Kinder mich unaufhörlich plagen. Ich kann nicht gegen jene armselige Kernen fechten u.“ Obgleich Macbeth an seiner Rettung fast verzweifelt, so ist er noch nicht ganz muthlos: „Warum sollt' ich den römischen Narren spielen,

und von meinem eigenen Schwerte sterben? So lange ich noch Lebendige vor mir sehe, stehn ihnen die Wunden besser an.“ Endlich hat ihn der Rächer erreicht. Macduff. „Zurück, Höllehund, zurück!“ Macb. Unter allen Menschen bist du der Einzige, dem ich ausgewichen bin; geh nur zurück; meine Seele ist mit dem Blute der Deinigen schon beladen genug.“ Macduff. „Ich habe keine Worte; meine Stimme ist in meinem Schwerte.“ Shakspeare hat sich wohl gehütet, seinen Helden verächtlich uns zu machen; er läßt ihm zuletzt doch die Todesverachtung, und beraubet ihn nicht seiner ursprünglichen Natur. Alles hat Macbeth verloren, nur noch nicht sich selbst; ihm bleibt zuletzt sein Schwert allein. Nun sieht er, wie ihn die Orakelsprüche betrogen haben; doch im Kampfe mit Macduff sagt er ihm: „Laß deine Klinge auf verwundbare Schädel fallen; ich trage ein bezaubertes Leben in mir, das keinem weichen darf, der von einem Weibe geboren ward.“ Macb. „So verzweifele an deinem Zauber!

und laß den Teufel, dem du von jeher gedient hast, dir sagen, daß Macduff vor der Zeit aus seiner Mutter Leibe genommen ist." Mac b.  
 „Verflucht sey die Zunge, die mir das sagt! denn sie hat den besten Theil meiner Mannheit entneret. Und verflucht sey, wer jenen gaukelnden Teufeln weiter glaubt, die uns mit lauter Doppelsinn täuschen, die ihr Versprechen unserm Ohre halten, und unsrer Hoffnung es brechen! Ich will nicht mit dir fechten." Mac b.  
 „So ergib dich denn, Feigherziger, und lebe, um die Fabel und das Schauspiel der Zukunft zu seyn ic." Mac b. „Ich will mich nicht ergeben, um den Boden vor des Knaben Malcolm's Füßen zu küssen, und dem Fluche des Pöbels ein Ziel zu seyn. Ist gleich Birnams Wald gen Dunstnane gekommen, und bist gleich du, mein Gegner, von keinem Weibe geboren, so will ich doch das Letzte versuchen. Hier halt ich meinen kriegerischen Schild vor meinen Leib; fall' aus Macduff, und verdammt sey, wer zuerst ruft: Hase! genug!" Beide gehen fort



tend ab, und Macbeth fällt unter dem Helden-  
schwerte Macduffs.

So wenig fürchtbar, martervoll und  
schimpflich war der Tod des Königs-  
mörders, des euckischen, blutigen Tyrannen? Mußte er  
von der Hand des edelsten Mannes fallen; mußte  
sein Tod sogar etwas Ehrenvolles haben; fiel  
er nicht im Heldenkampfe, mit den Waffen in  
der Hand? Hätte ihn der Dichter nicht eines  
fürchterlichen, schmachvollen Todes müssen ster-  
ben lassen? Auch Lady Macbeth, ohne die nie  
Duncan gemordet, nie der Fluch über das Kö-  
nigreich gekommen wäre, starb wie viele schuld-  
lose Weiber. Die Humanität wird unsre Fra-  
gen beantworten, und unsre Zweifel lösen: Sie  
weiß im ganzen Menschenleben von keinen qual-  
vollen Hinrichtungen; sie muß aus Pflicht, und  
unterstützt durch Wohlwollen, für die Bürgerge-  
sellschaft, manchen Verbrecher dem Tode über-  
antworten, aber nur dem einfachen Tode. Die  
Sicherheit der Menschen, die Erhaltung der  
Gesetze, fordert die Vertilgung des Frevels;

doch verabscheuet sie fruchtlose, die Menschheit  
 schändende Martern. Was für Ansprüche auf  
 Humanität durfte wohl jene Veranstaltung  
 machen, wodurch Lady Macbeth in den Flamm-  
 en ihres Schlosses umkommen mußte; wem  
 konnte dieser gräßliche Anblick nützen; wem  
 konnte selbiger das Herz von den Keimen des  
 Lasters reinigen? Macbeth hatte sich an der  
 Menschheit verübdiget; von ihr wurde er bes-  
 traft, aber nicht unmenſchlich. Das schäde-  
 lichste, eingefangene Raubhiet, und hätte es  
 auch Tausende von Menschen erwürgt, wird auf  
 die kürzeste Weise von Menschen getödtet, nicht  
 aber durch einen langsamen, qualvollen Tod ab-  
 gethan. Hätte der Dichter von dem Tode Mac-  
 beth's nicht sollen bloß erzählen lassen; mußte  
 Macduff den abgeschlagenen Kopf auf das Thea-  
 ter bringen? Die Zuschauer fordern volle Ges-  
 wißheit von dem Tode des Verbrechers; uns-  
 serm Gerechtigkeitsgeföhle wäre es doch zu we-  
 nig gewesen, von Macbeth's Bestrafung nur zu  
 hören; wir werden verſöhnt, da wir diesen

---

schreckenden Umstand seines Todes sehen, eine, doch nur in unsrer Einbildungskraft bestehende, für den Getödteten gleichgültige, Vergrößerung der Strafe. Hier darf auch unser Gefühl entscheiden, ob es dieser Schärfung der Strafe bedurfte, ob es nicht genug gewesen wäre, den Tyrannen vor unsern Augen, von Macduff's Schwerte, fallen zu lassen. Shakspeare endiget sein unsterbliches Schauspiel mit größerer Feyerlichkeit; das ganze Volk siehet den Kopf des Büchsrichs, unter dessen Dolche und Keule es so lange geblutet hatte; es wird verkündigt, und flucht nicht mehr dem Königsmörder und Throneräuber.

---

Ueber

**Bürgers Macbeth.**

---



---

## An den Herrn M. P.

---

Lesen Sie, Herzensfreund, auch diese Zugabe zu meinen Betrachtungen des Macbeths von Shakspeare; dieses Schauspiel hat manchen Freunden der Schaubühne so unvollkommen geschienen, daß sie sich aufforderten, selbiges nach ihrer Weise zu verändern, oder gar umzuarbeiten. Wenn ich, meinem aufrichtigen Vorsatze gemäß, gegen Bürger, den ich vor Andern für meine Absicht ausgewählt habe, den wackern Freund Shakspeare's, gerecht gewesen bin; so werden Sie die Schwierigkeiten nicht verkennen, mit welchen auch andere Bearbeiter des ihnen so wild und

unkorrekt scheinenden Dichters zu kämpfen haben, dessen königliche Sprache fast jeden, der neben und mit ihm zugleich reden will, verstummen macht. Vielleicht unterhalte ich Sie künftig auch von solchen Bearbeitern Shakespeare's, die neben ihm mit Ehre geredet haben.

---

Wenn

---

Wenn die Schauspiele zu den Produkten der Einbildungskraft und des Herzens der Dichter gehören, so müssen solche Werke auch der Einbildungskraft und dem Herzen Anderer mitgetheilt werden können; reichten dem Dichter die Bilder, welche vor seinem Geiste standen, zu, um seiner Schöpfung Leben und Kraft zu verleihen, so bedarf der Leser, wenn er mit dem Geiste des Dichters verwandt ist, und es also vermag, die im Kunstwerke vorgestellte Welt desselben eben so lebendig und kraftvoll wie jener sich vorzustellen, keiner äußern Hülfsmittel. Bedurfte es der Dichter nicht, eine Schaubühne vor sich zu haben, auf welcher seine Gestalten handeln mußten; so konnte auch ein geistvoller Leser, der Bühne entbehren. Eine starke und gebildete Imagination, wird viel reiner, bestimmter, deutlicher und ungestörter vor sich;



als auf der Bühne, die dichterischen Handlungen sehen, wo die Nachbildungen so leicht verwirrt, unbestimmt, dunkel und unruhig vor uns erscheinen, wo wir durch mißlungene, nachahmende Gegenstände oft an Nachäffungen uns ärgern, und durch die plumpe Natur immer erinnert werden, daß wir vor einem Brettergerüste stehen. Was in der Natur feyerlich, erhaben, unendlich war, dem unsre rege Imagination nachstellte, und selbiges unvermischter und zweckmäßiger, mit anschmiegender Lieblichkeit, Herzlichkeit und Freude über unsre Schöpfung, abbildete, das verschwindet, da es dem äußern Auge so ungeschickt angedoten wird, vor unserm innern Auge. Wie sollte das enge Behältniß, (und kämen selbigem auch Bildneren und Malerem zu Hülfe, um die Scene nach Belieben als erweitert vorzustellen,) unsre Imagination, die über die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit herrscht, so kräftig unterstützen, damit sie von keiner unruhig stiftenden Natur, auf den Lichtpfaden der Dichtkunst, gestört werde. Es muß die Schaubühne

für ein Schauspiel auch entbehrlich seyn können; sie muß dem innern Werthe desselben nichts zulegen; genug, wenn sie diesem nur nichts entzieht, und wohl gar der Schwachheit neue äußere Kräfte leiht. Wäre doch noch ein wahres Kunstwerk, welches in der für selbiges möglichen Vollkommenheit nicht von dem Künstler allein hervorgebracht werden könnte, und fremder mitwirkender Ursachen zur Vollendung bedürfte. Solche Ursachen sind zufällig; sind ganz außer der menschlichen Gewalt und gehören also nicht zum Reiche der Schönheit.

Niemand wird es läugnen, die Bühne habe sich für manches Schauspiel wohlthätig bewiesen; durch sie habe selbiges erst Leben, Kraft und Vollständigkeit erhalten. Gesah dieses, so war das Stück selbst noch nicht vollständig, der Schauspieler wurde der wahre Dramatiker: der erste Bearbeiter hatte nur mehr oder weniger rohe und noch dazu mangelhafte Materialien geliefert, Worte und Schrift hatten nicht

das Ihrige gethan; Spiel und Gerüste mußten die Arbeit vollenden. In allen Zeiten wird es eben so wohl Leser eines Werkes der redenden Künste, als vor der Bühne gaffende Menschen geben; für die Leser muß daher eben so gut, wie für Zuhörer und Zuschauer gearbeitet werden. Nicht sehr erheblich ist der Einwurf, es gebe wenige Menschen, die sich einen durch bloße Worte angedeuteten Gegenstand lebhaft genug vorstellen könnten. Wird ihnen die wirkliche Schaubühne mehr Einbildungskraft verleihen; werden sie hier nicht selbst sich täuschen, als sähen sie mehr Wahrheit vor sich; werden sie nicht bey geläuterter Aufmerksamkeit auf sich bald wahrnehmen, wie durch die gezimmerte, gemahlte, und durch die enge, mit leiblichen Augen und Ohren vernommene Welt, die augenblicklich entstandene Täuschung vernichtet wird? Der größte Widerspruchsgeist, welcher die Zulänglichkeit des Lesens eines Schauspiels bestreitet, wird bey weiterer Erwägung der entgegengesetzten Behauptungen, doch eingestehen müssen: wenn auf

der einen Seite der Schauplatz sich mit dem Dichter vereiniget, um ein Werk desselben in die Seelen des Volkes einzuführen, daß auf der andern Seite dieser trennlose Gehülfe die Dichter heimlich, oder öffentlich anseindet, um ihren Werken den Eingang in die Menschenwelt zu erschweren.

Welche Schauspielergesellschaft könnte für den Macbeth mehr als der alles umfassende Dichter thun? Eine solche Frage sind wir von seinem enthusiastischen Bewunderern zu hören gewohnt; warum aber sollte er nicht durch seine Bearbeiter, zu welchen auch die Schauspieler gehören, in einzelnen Theilen gewinnen; und könnte nicht manches seiner Werke im Ganzen auch verbessert werden? Es ist angenehm, sich einem großen Manne bisweilen völlig hinzugeben, in vollem Glauben an dessen Schönheiten zu hängen, selbst das Gefühl einer gewissen Kindlichkeit nicht von sich abzuwehren, sich ihm ganz zuzuwenden, und sollte er uns auch auf den unbekanntesten

Pfaden, bis über die Wolken, fortführen: doch dieser passive Zustand, in den man zum Versuche sich versetzt hat, muß nicht länger währen, als bis man mit dem Dichter aufs innigste vertraut geworden ist, und seine geheimsten Empfindungen und Gedanken ausgespähet hat. Liebe man in diesem Zustande, aus Schwäche oder Muthwillen, so erfolgte daraus Trägheit, ohnmächtige Einseitigkeit, blinde Bewunderung, slavische Denkungsart an eine lokale Verdummung, die bis zu einer Art von Verrückung fortgehen kann. Wir müssen zur Probe auch auf die entgegengesetzte Seite treten; wir müssen uns von dem Dichter losreißen, mit Mißtrauen seine Schönheiten untersuchen, mit einer nichts schonenden Feindseligkeit allen seinen Aeußerungen widersprechen, uns ganz von ihm trennen, und mit kalter Besonnenheit seinen Sängen und Flügen nachspüren. Wenige Dichter sind so viel wie Shakespeare gepriesen worden; seine Schönheiten sind so gebieterisch, daß sie den Leser hinreißen, wenn auf diesem nur

etwas von des Verfassers Geiste ruhet. Einem ganz unpoetischen Leser kommt durchaus kein Urtheil über die Dichter zu; er kann zwar mit den Formeln der Dichtkunst, und mit den Werkzeugen zum Ausmessen der Oberfläche der Dichterwerke versehen seyn; er mag auch über die Anordnung ihrer Theile und das Mechanische ein Urtheil fällen: nimmermehr aber siehet er das, was aus dem Geiste und Herzen unmittelbar hervorgeht, und nur durch Geist und Herz, ohne das Bleylath und die Meßruthe, und allenfalls die Zergliederungskunst der Kritik zu Hülfе zu nehmen, verstanden werden muß. Je größer ein Mann war, desto mehr forderte jeder sich zur Beurtheilung, oder vielmehr zum Urtheilssprechen über denselben auf; der große Mann strahlte in die Augen, es mußte über ihn geredet werden; nur die Klügern schwiegen, bis sie über ihn auch nachgedacht hatten. Wer mit Dichtertalenten versehen, den Shakespeare durchaus verachtet hat, mußte ihn entweder nicht gelesen haben, wenigstens nicht im Originale;



oder hatte voll Vorurtheil sich zu ihm gewendet, und wollte an ihm hartnäckig gar nichts Ego-  
nes finden; oder sah nach ihm, mit verstocktem  
Herzen und mit Einseitigkeit des Geschmacks.  
Kaum ist es möglich, daß aufmerksame Leser  
den Shakespeare, und hätten sie ihn auch nur  
in einer Uebersetzung kennen gelernt, so schmä-  
lig hinabgesetzt habern sollten, wie ein großer  
Haufe den bloß in einer Uebersetzung gelesenen  
Homer verachtet. Bey dem Engländer sind ge-  
wiß doch einige Stellen, die, in jeder möglichen  
Sprache dargestellt, das Herz mit unwidersteh-  
licher Gewalt angreifen, und Bewunderung ab-  
nößigen, wo die lautere Menschheit in jeden  
mit Göttermacht hineindringt. Man sagt dem  
Shakespeare nach, er habe nur Fragmente zusam-  
mengeworfen, und müsse daher jedem, an ein  
griechisches Ganzes und an Regelmäßigkeit Ge-  
wöhnten, mißfallen. Wir werden den Shaka-  
speare weniger für einen regellosen Fragmenti-  
sten erklären, wenn wir ihn mit demselben Geiste,  
mit welchem er schrieb, lesen; dann werden wir

In ihm den Erzeuger neuer Naturen erkennen. Wir sehen uns durch unsern Geist die Natur als ein Ganzes, können sie aber nicht als ein solches anschauen, noch erkennen; auch von ihr sehen wir nur Fragmente, arbeiten unablässig, um in ihr die Lücken auszufüllen, die Theile einander immer näher zu bringen, jedes Dinges Grund und Zweck in den Außen dingen aufzufinden, um einem, freylich unerreichbaren, Ganzen, so nahe als möglich zu kommen. Durch alle unsre Verknüpfungen der Gegenstände bringen wir auch nicht den kleinsten Theil derselben hervor; und doch sehen wir die um uns her zerstreuten Elemente, sich immer mehr zu einem vollständigen Ganzen vereinigen. Ob es uns nicht eben so bey den angegebenen Bruchstücken Shakespeare's, wenn wir selbige auch nur in dem Geiste der Naturforscher betrachten sollten, gelänge, darin ein Ganzes, wenn auch nicht zu erblicken, doch zu ahnden. In unsrer Natur ist uns ein Ganzes weder gegeben, noch entdecken wir selbiges; nein, wir sind bestimmt,

aus den vorgestellten unzusammenhängenden Theilen des Empfundenen ein Ganzes nach einer Idee zu machen, und, sobald wir vollkommen begriffen haben, was wir thun sollen, um auf dem unendlich langen Wege der Kultur immer fortzugehen, nach einem Ideale ein Ganzes zu bilden. Derselbe Geist macht die Naturwerke und die Kunstwerke: bey jenen ist das bloße Erkennen der zu erreichende Zweck; bey diesen ist das gute Handeln, die Veredelung unsrer Natur, der Zweck. Die Naturwissenschaft lehret uns, daß sich zwey Körper nie vollkommen unmittelbar berühren; daß es kein unmittelbares Entstehen des einen Dinges aus dem andern gebe, da zwischen zwey Körpern noch andere Körper liegen; und daß wir, bey unserm Uebergange von dem einen entstehenden Dinge auf dessen Grund, unendlich viele Zwischengründe durchgehen müssen. Wer wollte wohl etwas Unmögliches erwarten; wer wollte denn allein von Shakespears fordern, daß wir in den Darstellungen durch denselben nichts aus uns zur Verbindung hinzuthun dürft

ten, als ob er schon alles gethan hätte, und wir nur ganz passiv seine Gedanken und Empfindungen aufzunehmen brauchten. Die Kenner des großen Dichters werden es nicht läugnen, er habe die Begebenheiten oft weiter als irgend ein anderer Dichter aus einander gerissen, und wir müßten uns zwischen Trümmern einer Vorwelt aufzuhalten meinen, wo wir nur mit weiten Schritten von einem Theile zum andern hinüberschreiten könnten. In Shakespeare's Werken liegen oft auch die Scenen ungewöhnlich weit aus einander; man hat ihn getadelt, daß wir in dem einen Augenblicke in Schottland, und im folgenden in England uns befinden. In der Dichterswelt messen wir die Entfernungen mit keinem von Meßkünstlern berechneten, oder von der Obrigkeit gestempelten Maße; dort ist niemanden vorgeschrieben worden, wie groß die Strecke seyn soll, durch die ihn seine Phantasie in Einer Sekunde versetzt, denn ganze Sonnenwege sind für den Dichter nicht länger als gemeine Menschenschritte. Wenn lebhafteste Ein-

bildungskraft mangelt, der darf ja kein Schauspiel lesen; er handelt unrecht, wenn er sich beschweret, er könne über Welttheile und Jahreslängen so geschwind nicht fortkommen. Für unser Erkennen sind alle Dinge aus einander gerissen, wir müssen zur Ausfüllung der Klüfte dazwischen, immer viel hinzuthun; für jeden Betrachtenden raget die eine Begebenheit mehr als die andere hervor; unser Geist verweilet nur auf den ihm interessantesten Stellen. So sey es auch in einem Schauspiele, wo aus dem dunkeln Oceane der zauberischen Welt einzelne, bald mehr, bald weniger helle Gestalten auftauchen, die aber getrennt vor uns vorüber gehen. Unser Geist fühlet desto größere Freude bey ihrem Anblicke, je mehr er sie zu seinem Ganzen verarbeiten kann; er ist sich seiner Thätigkeit mit Wohlgefallen bewußt; er fühlet die wahren Dichtersfreuden. Ein Schauspiel ist kein Lehrbuch der Mathematik, wo der Zusammenhang der Lehren so viel als möglich ganz unmittelbar seyn soll, wo durchaus keine Sprünge verstattet wer-

den, und wo der Leser nicht willkürlich, seinem Bedürfnisse gemäß, das Fehlende aus seinem eigenen Vorrathe hinzuthun darf. In der Sinnenwelt können wir nichts anders, als Bruchstücke haben; und erscheine sie auch auf dem Schauplatze, durch die Schöpfungskraft der Kunst, zur Hülle eines neuen und göttlichen Geistes erhoben: wir müssen zufrieden seyn, daß wir die einzelnen Theile, durch den aus unserm Geiste ausgehenden Stoff, zu einem uns ganz eigenthümlich angehörigen Ganzen, für unsre Bedürfnisse verbinden können. Das auf dem Theater geforderte Ganze muß kein physisches, sondern ästhetisches, und sittliches Ganzes seyn.

Wir würden uns einer abergläubigen Verehrung Shakespeare's schuldig machen, wenn wir bestreiten wollten, daß selbst in seinem größten Meisterwerke noch Gelegenheit genug zum Tadel gegeben wird. Wer aber bey seinem kritischen Kopfe auch ein Herz für Dichtkunst hat, wird

mit einer Art von Widerwillen tadeln wollen; die Schönheiten Macbeths sind so gewinnend und so köntiglich, daß wir gegen unser Wahrnehmen seiner Fehler mißtrauisch werden. Hier sind die Flecken gleich den Sonnenflecken, die von dem mächtigen Lichte vor dem nackten Auge verschlungen, und nur dem gegen den blendenden Glanz bewaffneten Auge sichtbar werden. Manches würde wohl am Macbeth zu verbessern seyn, doch wenigen Händen möchte ein solches Unternehmen gelingen. Die Bearbeitung durch den vortrefflichen Bürger, der selbst Dichter genug war, um die furchtbare Größe Shakespeare's zu fühlen, ist ein Beweis mehr, wie schwer oder vielleicht unmöglich es ist, denselben in größerer Schönheit auftreten zu lassen. Wenn Bürger hin und wieder die ihm überflüssig schelnenden Stücke des Macbeths weggeschnitten hat, so handelt er wohl nicht immer unrecht; wären sie wirkliche, ergänzende Theile gewesen, so müßte das Wegschneiden ein ästhetischer Mord seyn; wir hätten also zu beweisen, daß sie nur

Auswüchse und Verunstaltungen waren. Wieviel hat man einander über die Auswüchse Shakespeare's nachgesaget! da wir doch bey aufmerksamer Betrachtung derselben finden, daß sie auf irgend einen Theil der Dichtervelt ein Licht werfen.

Beym Abschneiden einiger Theile in Shakespeare's Werken laufen wir weniger Gefahr, als beym Zuschauen; dort wird der Abgang einer Schönheit, selbst bey der Vergleichung mit dem Originale, wenig gemerket: vielmehr ragen bey der Verkürzung des Drama's die andern Schönheiten desto mehr hervor: bey dem Zuschauen unterstehet sich der Umarbeiter, diesen Herkules in die Schranken zu fordern, gibt sich das Ansehen, als ob er größern Kräfte als der Göttersohn besitze, wird aber, ohne daß dieser sich in einen Kampf einlasse, fast immer nur unnütze und überflüssige Wendungen machen, und Luftstreiche führen, wobey der Wille hoffentlich das Beste ist. Wer einem andern

Dichter etwas zusehet, muß wohl erwägen, ob selbiges auch zu dem Ganzen, und zu den einzelnen Theilen desselben passe; ein oft ungeheures Unternehmen, wozu man eine Art von Allgegenwart des Dichtergenies in allen Theilen, und eine Allwissenheit jedes Gefühles und Gedankens, verlangen dürfte. Ein mittelmäßiges Talent kann von einem physischen Körper Auswüchse, auch wohl unförmliche, widerliche, die Thätigkeit der andern Glieder verhindernde Theile, wegnehmen; aber neue Theile hinzuzusehen, statt der mangelnden, ist eine nur dem bewundertsten Talente vorzuliegende Aufgabe, für die wohl gar ein Schöpfer gehört. Auch das schöpferischste Genie kann nicht einmal den Gedanken fassen, wie zu einem vollständigen Körper, zur Erhöhung der Vollkommenheit desselben, irgend neue Glieder zuzusehen wären. Müßten wir auch zugeben, Shakespeare's Geschöpfe wären plumpe, ungeheure, mit einigen monströsen Gliedern gebildete Wesen, so sind sie doch Titanen von übermenschlicher Kraft,  
und

und kein geschickter Weltpoliter wird sich unterfangen, sie in die Form eines Aeneas, auch nicht einmal des Achills, drücken zu wollen, und den mit unermesslicher Stärke ausgerüsteten Erdensöhnen, die weiche Holdseligkeit, und wäre sie sogar mit stets wachsender Jugendkraft gepaart (zur Eroberung weiblicher Herzen,) zu heißen. Wo Bürger von dem Originale fortgelassen hat, möchte er oft wohl nicht merklich gefehlet haben; der überreiche Shakespeare kann viel verlieren, und bleibt doch reich genug. Wäre wohl jemand reich zu nennen, wenn die Entziehung einiger Sachen ihn schon arm machen könnte. Wir sehen auf den zurückgebliebenen Reichthum nur desto länger, und vermiffen die größere Mannigfaltigkeit kaum. Wo Bürger zugesetzt hat, ist er schon kühner oder anmaßender, er selbst fühlet es, wieviel er wagte. Er sagt: „Von meinen armen Zuthaten ist nichts zu sagen, als der Wunsch, daß es keine Dettlerflecken auf dem Shakespeariſchen Quaspirantatol sein mögen.“

M

Bürger hatte gemeint; für die Verschö-  
 nung der Hexenscenen viel thun zu können;  
 die Wichtigkeit derselben mußte ihn zum wahren  
 Dichter von der Natur berufener Mann wohl  
 erkennen. Er hatte erfahren, daß die Darstel-  
 lung der Zauber-scenen, (und auch wohl das  
 ganze Stück,) auf dem Theater nicht die erwar-  
 tete Wirkung hervorbringe, die „das Ziel aller  
 Darstellungskraft ist,“ und man doch bey einem  
 solchen unübertreffbaren Meisterwerke erwarten  
 sollte. Wir müssen besorgen, Bürger's Verän-  
 derungen, und besonders die von ihm gemach-  
 ten Zusätze, schaden diesem Schauspiel, haupt-  
 sächlich den Hexenscenen; denn hat sie Shakes-  
 peare wirklich vollendet; so konnte hier nichts  
 weggelassen, nichts hinzugesetzt werden, ohne  
 dem Ganzen Abbruch zu thun. In diesen Sce-  
 nen ist Shakespeare ein unsterbliches Muster  
 wie ein Dichter, die nur dem Götterauge sicht-  
 bare Linie, zwischen der höchsten Weisheit und  
 dem niedrigsten Unsinn, gehalten hat; hier  
 mußte jeder Seitenschritt nur auf die dunkel-

Solte geschehen; denn das Vollkommene läßt sich nicht vollkommener machen. Bürger sagt vortrefflich: „Die Zauber-scenen können, je nachdem sie ausgeführt werden, die Wirkung des Uebrigen eben so leicht zu Schanden machen, als unterstützen. Jenes müßten sie billig in keinem Zeitalter; was auch der hoch- und tiefgelehrte Dr. Johnson, und andere ästhetische Philosophunkeln von der Art, die wie Unkraut auf allen Aeckern gedohet, darüber schwätzen mögen.“

Die überaus weise Simplizität der Sprache ist der ersten Scene scheint Bürger nicht anerkannt zu haben; das unübertreffbare Genie Shakespeare's macht hier die ersten, nothwendigen Grundstriche zu seinem bewunderten Gemählde. Bey Shakespeare ist kein Laut zu viel, noch zu wenig; wir hören und sehen die drey Zauberinnen nicht länger, als es die Nothdurft erfordert. Die Hexen dürfen hier nicht wie Weiber aus dem Pöbel, oder gar wie Zigeunerinnen reden; bey Shakespeare gehören sie zu

den Dämonen des Schicksals, die sich nur durch die einfachste menschliche Gedankenbezeichnung, in orakelmäßiger Kürze, vernehmen lassen. Schwerlich wird man sich das edle: „When shall we three meet again? durch das: „Nai sagt wo man sich wiederfindt?“ erschauen wollen, Die aus der undurchdringlichen Finsterniß emporgestiegenen Wesen, welchen jeder Wurf des Schicksals, es treffe mit würgendem Schwerte, auf diese oder jene Seite, gleichgültig ist, mußten jeho noch nichts sagen, was auf die Nerven wirken kann. „When the hurly burly's done; When the battell's lost and won,“ findet gewiß niemand in dem: „Wenn sich's aufgetummelt hat, Wann die Krab am Nase kraht?“ wieder. Hier läßt Shakespeare etwas, nicht sowohl für die Empfindung, als für das Nachdenken sagen; jene wird schon bereitst zu einem kraftvollen Jugendleben erwachen, wenn wir durch den Anblick des Ganzen, den inhaltschweren Sinn erkennen werden. Durch Bürger's knarrende Töne wird sie mehr beleidiget als auf-

gereget, sie sollte anfangs nur zu einem ahnungsreichen Staunen erwachen. Bürger's dritte Hexe spricht in der Sprache einer Dorfwehnsagerin: „Daumenbreit vor Eulenflug, Treffen wir uns früh genug.“ Shakespeare's Vorkäuferinnen des Verderbens sagen ohne Affectation: That will be ere set of Sun. Nur mit einzelnen, für uns kaum vernehmbaren Lauten, müssen sie die Zukunft bezeichnen; jeder Wortprunk wäre unschicklich und zwecklos. Daher sagt die erste Hexe: Where the place? Zweyte Hexe: Upon the heath. Dritte Hexe: I go to meet Macbeth. Bürger hat gemeint dieses ausschmücken zu müssen. Erste Hexe: „Und wo wandern wir zu Chor?“ Zweyte Hexe: „Auf der Heide am saulen Moor.“ Dritte Hexe: „Eia! Da nick ich Macbeth ein Gräßchen.“ In einer solchen Sprache finden wir nimmermehr die für die äußeren Sinne, ohne die Offenbarung des Dichters, so unvernehmbaren, nur für den inneren Sinn des

stimmten Wesen, durch welche die Saamentörner  
 künftiger Schrecken ausgekreuzt werden.  
 Bey Bürgern können wir uns nicht der  
 Vorstellungen erwehren, ekelhafte Zigeunermel-  
 her zu vernehmen. Hey Shakespeare ver-  
 lassen die Hexen mit wenigen bedeutungsvollen  
 Worten den Schauplatz: Fair is foul, and  
 foul is fair, Hover through fog and filthy  
 air. Bey Bürg. Weiß in schwarz und schwarz  
 in weiß; Heiß in kalt, und kalt in heiß! Das  
 kann wip's! ein winzig Wort, Huch! durch  
 Schlickerschlacker fort! Eine solche modernisirte  
 Hexenszene kann weder auf dem Theater, noch  
 bey dem Lesen wirken. Sollten Shakespea-  
 re's Hexen auch auf dem Theater nichts wir-  
 ken, und wäre hieran noch etwas Anderes  
 als die Ungeschicklichkeit der Schauspielerin-  
 nen Schuld, so werden sie doch den Leser  
 befriedigen, und um desto gewisser, je mehr er  
 sie mit dem ganzen Schauspiele studirt hat.  
 Nirgends ist Shakespeare bewundernswürdiger

als hier; die Behandlung der Hexenscenen gleicht einem Werke der Inspiration; sie ziehen durch ihren Reiz uns immer wieder zu sich zurück.

So viel Gerechtigkeit wenigstens sollten wir doch dem Shakespeare erweisen, zu glauben, er habe nie ganz blind verfahren, und sey sich etwas bewußt gewesen, warum er dieses oder jenes hinsetze. Bey dem ernstlichen Studium des Dichters werden wir ihm die meisten Mängel Recht geben; es ist ja sehr sonderbar, ihn ein großes Genie zu nennen, und an seinem Verstande, durch die Beschuldigung eines zwecklosen Verfahrens zu zweifeln. Shakespeare läßt gleich nach den Hexen den König auftreten; die wilde Heide, mit der chaotisch kämpfenden Natur, mit dem entfernten Gerüche der Schlacht, verschwinden, und wir sehen uns in dem königlichen Palaſte. Wir fühlen die Herrlichkeit dieses Ueberganges, aus der fast formlosen Natur, in die Pracht der Kunst; von den ersten Abhandlungen des kostbaren Verderbens, bis zu dem Moo

nachher, der als das erste blutige Opfer der bösen Gottheit fallen sollte. Bürger scheint hier wenig bemerkt zu haben; er zeigt uns einen Trabanten, dessen Ausdrücke uns beynabe an den obsoletem Ton akademischer Freyheit erinnern. Noch sehr viel wäre davon zu sagen, wie unglauublich tief diese ganze Umarbeitung unter dem Originale steht, das wie ein furchtbarer Göttertempel vor uns aufsteigt, zu dem wir heilige Hände erheben müssen, von dessen Säulen wir vielleicht einiges Moos abnehmen, die wir aber nicht verletzen dürfen, und dächten wir auch einige angebaute Ehelle fortzuschaffen zu können. Sollten wir die Vergleichung D's. und O's. durch alle einzelne Theile verfolgen, wir würden zu weitläufig werden, und müßten viel aus der ersten Abhandlung wiederholen. Nirgends hat Bürger mehr mit Shakespearsisch messen zu dürfen gemeinet, als in den Ozenformen; zu deren Erweiterung, er sich durch sein ganzes Wesen für berufen hielt; nirgends aber hat er auch mehr seine Urkunde des tiefen Sinnes eines Altbildes

bewiesener. Im dritten Auftritte hören wir bloße  
 Bannnerinnen aus Baierns Wäldern: „Wo  
 gewest Schwesterle?“ Der Dichter affektirt kei-  
 nen etelhaften Dialekt: Where hast thou been;  
 sister? So, wie das Schicksal ohne Jorn und  
 Fluch, aber mit unabwendbarem, festem Ent-  
 schlusse handelt, so handeln auch Shakespeare's  
 Helden durch die das Schicksal sich einer Dichters  
 welt offenbaret. Wir nennen das Verhertt,  
 was doch nur das verderbende Fortschreiten der  
 Natur ist, durch die oft der Unschuldige für  
 fremde Lieblosigkeit und Abgunst büßen muß.  
 Die erste Hexe hatte von dem Matrosenweibe  
 Kastanien gefordert, und wurde von demselben  
 mürrisch abgemiesen. Unübertreffbar schön bricht  
 die Hexe in ihrer Erzählung ab, und zeigt kalt  
 die an dem Weibe zunehmende Rache; doch nur  
 der Mann desselben soll leiden: Her husband's  
 so Aleppo gone, Master o' th' Tiger. Man  
 höre die Nachbildung von Bürger Gul-Dom-  
 men, Hagel, Wurd und Gift! Der Korb ist zur  
 Rükken geschickt: Dieses ist die Sprache des

wilden Wobels, der gegen Beschlagnungen mit  
 Gundswoth ausbricht, da die Heye affektlos leben  
 muß: sie hat den Plan der Rache schon in  
 Bereitschaft; sie ist nur Dienerinn des Schicksals.  
 J'll do — J'll do — and J'll do.  
 Wie widerlich ist dagegen; „Mein Sürchen, das  
 thu' ich, mein Sürchen.“ Hierauf ist die Ant-  
 wort der zweiten Eigentümerinn sehr schicklich:  
 „Tha das, tha das, Sürchen! Ich borg auch  
 dir ä Wind dazu. (J'll give thee a Wind.)  
 Passend ist die Dankagung: Sa, bist ä roacker  
 Schätzgl du.“ Thou art kind. Da die erste  
 Heye alles Leiden, welches sie dem armen Schiffs-  
 fer, dem Manne des abgünstigen Weibes, zu-  
 fügen wird, hergerechnet hat, (was Bürger  
 auch wieder mit seinem hier unnützen Reichthum  
 beladet,) so zeigt sie ein Zaubermittel, den  
 Daumen eines Piloten, der, da er nach Hause  
 kam, Schiffbruch litt. Bürger bildet dieses  
 so nach: „Schau, ä Danktutirers Daum, der  
 sich selbst erhäng am Baum!“ Diese Abänder-  
 rung ist ein Produkt der Privatlaune, nicht

des Shakspeare'schen Geistes, der seine Schöpfungen nie aus den Augen ließ; der in jedes Wort Bedeutung legte, der in dem vor dem Hasen verunglückten Piloten den frohherzigen Duncan sah, der in dem Hause seines Feldherrn, der ihm die Sicherheit auf dem Throne erkämpft hatte, im Hause seines Anverwandten und geliebten Freundes, an dem Orte, wo er keinen Gedanken an Gefahr haben konnte, seinen Tod fand. Würden wir nicht fürchten, in die Reihe alter Schrifterklärer, allegoristischer Sonntagskinder, gestellt zu werden, so könnten wir in dem Schifferweibe und dessen Manne, auch die Lady Macbeth und ihren Gemahl sehen, in dem Schiffe den Staat u. c. : doch wir wollen uns nur darauf einlassen, den wahren Sinn des großen Dichters wenigstens zu ahnden, uns aber nicht der Gefahr aussetzen, in seine Worte, wie in ein für uns leeres Gehäuf, unsere eigenen Sachen einzuschließen. Bürger's dritte Dignitätinn wird ganz kindlich: „Horch! es trummelt, trom — trom —

trommelt! Der Tumult hat ausgetummelt!  
 Macbeth kommt!“ Wie zurechtloßend gegen die  
 Schriftlichkeit des Originals: A drum, a drum!  
 Macbeth doth come!

Wollten wir auch über die andern von  
 Bürger vorgenommenen Veränderungen des  
 Shakespearischen Macbeths uns erklären, wie  
 würden uns ein sehr streitsüchtiges Ansehen ge-  
 ben. An den Stellen, wo Shakespear ge-  
 meinhlich angegriffen wird, ist er fast immer  
 leicht zu vertheidigen, besonders wenn wir  
 seine Werke allein für das Lesen bestimmen.  
 Müßten sie aber durchaus auf die Schaubühne  
 gebracht werden, so würden die Veränderungen  
 oft nothwendig seyn. Bürger hat seine Um-  
 arbeitung für den Schauptag gemacht, und so  
 waren auch einige Abtüzungen unvermeidlich.  
 Wenn wir bey dem Lesen des Bürgerischen  
 Stückes ganz vergessen, daß es eine Nachbil-  
 dung ist, wenn wir selbstes wie ein Original  
 betrachten, so werden wir manche Scene ohne

Kostlos fortlesen: stellen wir aber Bürgern neben Shakespeare, so müssen wir zu oft den Kopf schütteln, wie sehr das Heiligthum verlehrt worden ist. So vortrefflich Bürger in lyrischen Gedichten ist, so möchte doch in den dramatischen nicht seine Stärke gewesen seyn; wie hätte er so willkürlich mit Shakespeare verfahren, und so wenig die große Kunst in der Leitung der Begebenheiten und der Entwicklung der Charaktere bemerken können. Doch wie viel würde nicht Bürger's Sachwalter für ihn zu sagen finden, besonders da, wo jeder sich für berechtigt hält, die theatralische Welt, aus einem eigenthümlichen Punkte, wie die wirklichen Dinge um sich, anzusehen. Sollten wir Schritt vor Schritt die Abänderungen Bürger's verfolgen, wir würden mit streitsüchtigen, vielleicht nichts entscheidenden, und dazu langweiligen Untersuchungen ganze Bogen ausfüllen.

Wir haben hauptsächlich hier nur mit Bürger's Herenscenen zu thun, wo er recht wie auf

einem Triumphwagen zu erscheinen gedachte. Am Ende seines ersten Aufzuges hat er aus eigenem Vermögen eine ganz neue Hexenscene hergegeben, die ihm, da sie mit keinem Shakespeariſchen Produkte ſich meſſen darf, am beſten gelungen zu ſeyn ſcheinet. Der Spruch im Anfange: „Fiſchgen lockt der Angelbiffen, Gold und Hohheit das Gewiffen;“ kleidet die Hexen nicht übel. Wenn aber die dritte Hexe erzählt, wie ſie den Macbeth zu Pferde fortſtäuben geſehen hatte: „Wah ihn glupen, ſah ihn glühn; Hört ihn murmeln, ſah ihn fechten, Wie der Sinken mit der Rechten,“ ſo wird uns das Bild eines mit beyden Händen geſtenkirenden Reiters, wann er doch die Zügel nicht im Munde hält, oder ein Kunſtreiter iſt, oder das Pferd nicht geſcheidter und beſonnener als der ſelbſtvergeffene Herr iſt, etwas ſeltſam vorkommen. Und zu der heftigen, ausbrechenden Gemüthsbewegung des galoppirenden Macbeth's paßt auch nicht das tückiſche, ſchleichende „Glupen.“ Auch muß man ſich wundern, wie dieſe Hexen, welche

rote Schatten kommen und verschwinden solen, zu dem lärmvollen, prunkenden Fuhrwerke gelangen. „Eine Wolk' ist die Karosse; Donnerstürme sind die Rosse.“ Der Einfall, daß die Zauberinnen sich auf dem Burg-Alcah versammeln, scheint nur bey dem ersten Anblicke glücklich zu seyn; als ob sie über der abscheulichen Handlung schweben müßten, und diese noch ist durch sie, und für sie, geschähe. Jetzt werde schon alles durch die menschliche Freyheit vßbracht; sie hatten nur die Bestimmung gehabt, die schlummernden Urgedanken des Bösen in Macbeth zu wecken, der zu seinem Fortschreiten nachher nur seiner bösen Neigungen, und des Antreibens seines Weibes bedurfte. Die Handlung konnte nun nicht mehr stocken, daß zum Forttreiben desselben die Unholbinnen nöthig gewesen wären; sie hatten vor Duncans Ermordung, bloß durch das Geschäft der Vorausverkündigung einer wahren Zukunft, den Macbeth an seinen Lasterweg gebracht: nach der Noththat halfen sie, von ihm zu Weissagungen auf-

gefordert, ihn, durch täuschende Enthüllung des Künftigen, zu seinem Verderben reifer zu machen.

Der erste Auftritt des größten Aufzuges ist by Bürger: der fünfte Auftritt desselben Aufzuges. Hier hat der Bearbeiter die überaus schöne Simplizität des Erscheinens Banquo's, deren kurze und andeutungsvolle Aeußerungen da Zusammentreffen mit Macbeth, in einem lausweithigen Monolog umgebildet. Wie viele merkwürdige Schönheiten sind hier getödtet worden! Schwerlich wird man begreifen, was Bürger's Rede zur Handlung des Stückes beitragen könne, da doch bey Shakespeare Banquo's Erscheinung die That schauerlicher vorbereitet, und der Mordlustige, nach dem auf ihn gemachten Versuche des guten Genius, der ihn durch das Bild des seelenfrohen, gutmüthigen und dankbaren Duncans zurückziehen will, in der Vollendung seiner Heucheleiy gezeigt wird.

B ü r g

Bürger's Heren am Ende dieses Auftrittes sind wieder nicht Shakespeare's Heren; nicht sie, sondern das menschliche Herz, sind die Hauptursache alles Bösen in Macbeth's Leben; er ist ihr Gefäß nicht, wohinein sie das von ihnen verfertigte Unheil werfen, da sie dem großen Dichter nur die äußern, oder entferntern Veranlassungen zum Unternehmen des, auch im unveränderlichen Weltganzen gegründeten Bösen bedeuten. Also hatte die erste Hexe nur halb Recht auszurufen:

„Hei! die That, sie ist gethan!

Schaut was unser Zauber kann!“

Nicht durch die Hexen, die bloßen Werkzeuge des Schicksals, sondern durch den freien Willen Macbeth's, ist die That gethan. Uebereinstimmend mit der Handlung des Ganzen ist der weissagende Chor der Unholdinnen:

„Königsblut soll seinen Nachen

Unerfättlich lüstern machen.

Blut erhitzt des Rädrers Wuth,

Neigt den Durst nach frischem Blut.

N

Dolch und Hand wird blutig bleiben,  
Trotz dem Waschen, trotz dem Reiben."

Dem Rundtanz hätten wir wohl entbehren können, auch den Chorgesang:

„Lust an Unlust, das ist Lust"

Kraut und kitzelt uns die Brust."

Nicht die schadenfrohe Bosheit, sondern der Ehrgeiz, war die Ursache der Ermordung Duncans; die Hexen hätten uns nicht so viel irdisches Elend, woran sie sich ergötzen, herrechnen dürfen; wie konnten sie sich über den nicht von ihnen begangenen Königsmord frenen? obgleich selbiger kaum von ihnen durch Schadenfreude gewirket werden mußte. Diese ganze Scene möchte wohl nicht besser als ein Auswuchs seyn.

Bürger hat in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges sich ziemlich genau an sein Original angeschlossen, und verdienet dafür schuldiges Lob; nur am Ende hat er wieder aus eigenem Schatze den Shakspeare beschenkt; doch mit Bescheidenheit. In dem reichen ersten Auf-

tritte des vierten Aufzuges ist manches Bedeu-  
tende mit Unbedeutendem vertauschet, doch nur  
wenig zu der vermeinten Verschönerung zugesetzt  
worden. Sonderlich könnte man Bürger's:

„Drey mal hat der Frosch geköckert!

Und der schwarze Hock gemeckert!

Urian ruft ic.“

nicht vermissen. Auch die Bemerkung der  
Hexen von dem in den Zauberfessel geworfenen  
„Kellerloth, Husa! Wie er zuckt und zap-  
pelt!“ ist nicht in dem Charakter der, wie das  
Schicksal, ganz fühllosen Wesen. Der Chor ist  
glücklich ausgedrückt. Auch Bürger muß der  
Meinung gewesen seyn, Shakespear habe am  
Hexentessel nur der muthwilligsten Phantasie  
freien Lauf gelassen, und willkürlich die ekels-  
haften Dinge gesammelt, und es wären „Rats-  
tenschwanz und Mäuseohr, Krötenleib, Eulens-  
auge, Hundelunge, Molchsge Därme, Raupens-  
quark, Rabenherz und Tiegemarkt,“ kräftiger  
oder poetischer als Shakespear's Eidechsenauge,  
Hundezunge, Fledermauswolle, Blindschleich“

Stachel, Eulenflügel etc. Gegen das „Teufelsdröck und Hexentalg, eines Lästermaschens Hals . . . kocht zu zähem Brei, bis man ihn wie Faden haspeln kann!“ möchte der gute Geschmack Einwendungen machen. Es würde wenig die Mähe belohnen, wenn wir diese Vergleichung fortsetzten, und auch mehr an dem großen Dichter verübte Ungerechtigkeiten anzeigen, bey dem jedes Ding in der schwarzen Höhle ein ergänzender Theil des großen Drama ist. Wo Bürger übersetzt, da erwirbt er sich den meisten Beyfall. Er ist auch kein Freund von Ermordungen auf dem Theater, und er hat viel für sich anzuführen; er läßt weder den Banquo, noch die Lady Macduff vor unsern Augen umbringen; er schonet unsere Gefühle, damit sie sich nicht abstumphen, und gegen Tod und Leben gleichgültig werden. In Auslassungen ist Bürger nicht immer unglücklich gewesen. Blieben von Shakespeares Werken auch nur Fragmente übrig, so könnten wir auch wohl aus diesen den gewaltigen Dichter noch bewundern; wir wär-

den, wenn wir für zwey seiner Schönheiten auch nur eine behalten hätten, desto länger bey der einen uns ergehen. Was uns der Bearbeiter eines großen Meißnerwerkes hiervon übrig läßt, gehöret noch immer dem Meister; die Zusätze aber sind oft Hüften der Beduinen an die Trümmer von Balbek angelehnet. In der nackten Wüste würden uns dergleichen Kabinen erträglich gewesen seyn, neben den Prachtsäulen erregen sie Ekel. Solchen fühlt man leicht bey der Nachricht von dem Tode der Lady Macbeth. Wir hören bey Chateaufearke ein Geschrey im Innern des Pallastes; Seyron bringt die Nachricht: The Queen is dead! und wir hören weiter keine Beschreibung ihres plötzlichen Hinscheidens. Bürger bedienet sich dieser Gelegenheit, die königliche Kammerfrau wie ein gemeines Weib zum Arzte reden zu lassen. „Kommen Sie! die Königin — hat's weg.“ Arzt. „Was? doch nicht todt? Unmöglich!“ Kammerfrau. „Ja! Ja! Ja! — Das war ein Aufrubr in ihrem Bette! Wie mit halberdrossel-

ter Kehle rief sie: Hülf! Hülf! dann gab's Ach und Krach. Wie ich herzulief, zuckte, röchelte und schnappte sie zum letzten Male. Was für Klauen ihr das Gesicht auf den Rücken gedreht, und die blauen Flecke gekniffen haben, mag der allmächtige Gott wissen." Hier ist mancher Ausdruck, der zu einer burlesken Parodie Gelegenheit geben könnte. Das Lächerliche mag nicht bloß dem Wahren, sondern auch dem Schönen zum Probiersteine dienen; beyde, wenn sie ihres Namens würdig sind, erscheinen mit Majestät, erwecken Ehrfurcht gegen sich, und demüthigen jeden vermessenen Spötter, welcher sich wider sie auflehnen wollte, denn seine Spötterey fällt auf seinen Kopf zurück. Derjenige Künstler versteht seine Sache nicht, der da, wo er Ernst erregen will, Lachen erregt; der wahre Künstler muß die Empfindungen und Gefühle aller Menschen beherrschen; die bey jedem Einzelnen willkürlich, oder unwillkürlich sich erhebenden Vorstellungen muß er bändigen, damit sie den von ihm gewollten Vorstellungen keinen Eintrag thun, und

den gesuchten Zweck nicht hintertreiben. Das Kunstwerk muß sich den Menschen ganz zueignen; er muß dahin gehen, wohin selbiges ihn hinweist; er muß auf dem Wege nach dem ihm aufgestellten Ziele durch nichts gestört werden. Wie viele mußten bey den, selbst wider ihren Willen, aufgeregten Vorstellungen, durch die Worte: „Das war ein Aufruhr in ihrem Bette! Dann gab's Ach und Krach . . .“ in der Ernsthaftigkeit unterbrochen werden!

Es ist kein löbliches Bemühen einiger Umarbeiter des Schauspieles Macbeth gewesen, die beyden Verbrecher eines schrecklichen Todes vor unsern Augen sterben zu lassen; der große Dichter läßt sie ohne Martern sterben. Bürger läßt den Macbeth auf der Bühne tödten, wird aber wohl nicht so viel wie Shakespeare wirken, bey dem der Macbeth zwar außer der Bühne umkommt, dessen Kopf aber in der Hand Macduffs dem Tode des Tyrannen eine furchtbarere Form gibt. Die Rede Macduffs über den gefallenen Macbeth von Bürger, ist schwerlich im

Charakter des Helden, der weniger spricht, als handelt. Auch die letzten Worte Macbeths meint man schon oft am Ende anderer Trauerspiele gelesen zu haben. Warum sollte unsere Nechtesbegierde den Tyrannen bis in eine andere Welt voll unaussprechlicher Quaaln begleiten; nur die widdeste Nechsgierde konnte in dem Gedanken der ewigen Verdammniß, auch das abscheulichsten Menschen, eine Ruhe finden. Shakespeare, der es wohl verstand, eine poetisch vollständige Welt zu schaffen, bedurfte es nicht, durch eine andere gedichtete Welt, der seinigen eine Elle zuzufügen.